





Unsere Gesellschaft in Geschichten

Kinder und Jugendliche aus Eisenach schreiben Texte zu gesellschaftskritischen Themen

Texte schreibender Schüler*innen für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Programms
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von
Thomas Seifert

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Cover: Claudia Lichtenberg

Satz/Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:

www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2021 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-530-1

Printed in the EU

Im Anfang war das Wort ...

Wer kennt es nicht, dieses Zitat. Aber wie komme ich zu diesem Wort, dieser ersten Inspiration, die einen Schwall von Assoziationen nach sich zieht, die Kreativität freisetzt und sich lustvoll an der eigenen Vorstellungskraft vorwärtshangelt? Wie werden Bilder aufgebaut, die eigentlich nur abgeschrieben werden müssten, um einen Plot zu entwickeln, eine lyrische Idee oder um einen dramaturgischen Bogen zu spannen? Die frei von allen Einschränkungen und Blockaden die Lust am Schreiben wecken? Die mit dem Endresultat zu Papier gebracht werden: Schreiben macht Spaß? Die das Selbstbewusstsein stärken und für Möglichkeiten sensibilisieren, einen neuen Ausdruck für sich selbst zu finden?

Diese Möglichkeiten sind gegeben durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durch das Programm „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung.“

Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Literatur lesen und schreiben mit Autor*innen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht. Eine dieser Publikationen liegt nun vor Ihnen.

In Workshops werden die Kinder oft durch ganzheitliche Ansätze zum Schreiben motiviert, sei es mit Unterstützung von Musikern oder Fotografen, von Hiphop-Tänzern oder Hörbuchmachern. So entstehen Poetry-Slams, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem

Schreiberlebnis zusammengefügt werden. Ob sie nun die Basis für einen Animationsfilm bilden oder in einem fesselnden Abenteuer Niederschlag finden: Hier eröffnet sich die einmalige Chance, Kinder schon im frühen Alter an das lustvolle Erlebnis der eigenen Kreativität heranzuführen. Ein Erlebnis mit Nachhaltigkeit, denn es weckt Interesse, die eigenen Möglichkeiten besser kennenzulernen und sich auszuprobieren. Es weckt den Stolz über das selbst Geschaffene und will neu erlebt werden. Dieser Ansatz beinhaltet auch die positive Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Selbstachtung, der eigenen Wertschätzung. Er führt zum Respekt dem anderen gegenüber und ist damit auch ein Beitrag zur Gewaltprävention.

Dies sind Möglichkeiten, um zu lernen Kreativität zu entfalten und die eigenen Fähigkeiten und Talente auszuloten, um nicht später einmal passiv gesellschaftlichen Entwicklungen gegenüber ausgeliefert zu sein.

Der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. lädt die Kinder und Jugendlichen deutschlandweit ein, an dem Programm „Wörterwelten“ teilzunehmen. In der vorliegenden Dokumentation einer Autorenwerkstatt im Bundesland Thüringen kooperierten folgende lokale Bündnispartner: der Friedrich-Bödecker-Kreis für Thüringen e. V., das Martin-Luther-Gymnasium in Eisenach sowie der KUNST Pavillon und das Wartburg-Radio 96,5 in Eisenach. Als Autor leitete Thomas Seifert von März bis Dezember 2020 die Patenschaft, wobei Ellen Scherzer als Koordinatorin für den Friedrich-Bödecker-Kreis für Thüringen e. V. die Verantwortung übernahm. Wir danken für die Zusammenarbeit und das Engagement.

Ursula Flacke

Mitglied des Bundesvorstands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Vorwort

An dieser Stelle gilt es gar nicht lange, um den heißen Brei herumzureden, sondern, mein größter Dank gilt zuvorderst allen Workshopteilnehmer*innen! Ihr habt mit Eurer Neugier, Fantasie und Kreativität sowie mit Eurer Hartnäckigkeit und mit Eurem Durchhaltevermögen für die Glanzpunkte des Workshops gesorgt, nämlich, für Eure nunmehr in diesem Büchlein versammelten Geschichten. Eure Aufgabe war es, gesellschaftskritische Themen unserer Zeit aufzugreifen und in einer Geschichte widerzuspiegeln. Grundtenor sollte sein, dass Eure Hauptfiguren mit Extremsituationen konfrontiert werden und ihnen geholfen wird oder sie sich selbst helfen können. Diese Aufgabe habt Ihr mit Bravour gemeistert und ich bedanke mich hierfür herzlichst bei Euch allen!!

Und vielleicht werdet Ihr ja einmal in 5 oder 10 oder 50 Jahren auf den Workshop zurückblicken und sagen: „Mensch, der Schreibworkshop damals war ja eine richtig gute Sache! Und Spaß hatte er auch noch gemacht!“ Und vielleicht wird der Workshop dann sogar ein kleines bisschen Euer Leben beeinflusst und bewegt haben. Das wäre eine angemessene Belohnung für 4 Monate intensiven Arbeitens und Schreibens und Kreierens. Bewahrt Euch Eure Schreibtalente, Eure Aufgewecktheit und Eure Kreativität. Jede dieser besonderen Eigenschaften wird Euch im Leben weiterhelfen können.

Ein großer Dank gilt natürlich auch allen Unterstützer*innen des Workshops: Den Autorinnen Sabine Weigand und Patricia Linß, dem Autor Ronald Hild, der Sprachkünstler-

in Mareike Köhler, dem Fotografen und Verleger Christoph Liepach sowie Claudia Albert vom Eisenacher Kinder- und Jugendzentrum "Alte Posthaltere".

*Herzlichst und mit kreativen Grüßen,
Euer Thomas Seifert*

Leistung

von Greta Tüllmann

Nervös trommelte M. mit den Fingerspitzen auf die Lehne des beigen Sessels, auf welchem sie saß. Bereits zwanzig Minuten wartete sie im Vorzimmer des Direktors der Universität Freiburg, obwohl ihr versichert wurde, dass der Direktor Zeit hatte, sich mit ihr über die Angelegenheit zu unterhalten.

Eine Angelegenheit nannten sie das!

Als hinge nicht ihr gesamtes Leben von dem Ausgang des Gespräches ab. Doch Herr Schiewer schien die Wichtigkeit dieses Gespräches nicht vollständig erfasst zu haben. Für ihn war es nur eine weitere junge Bewerberin, der er erklären musste, dass der Numerus Clausus ihr den Weg zum Medizinstudium in Freiburg versperrt hatte. Doch sie war nicht wie die anderen Bewerber*innen, sie würde sich nicht mit dieser Erklärung zufrieden geben. Sie hatte ihre gesamte Schulzeit darauf hingearbeitet, Medizin studieren zu können, hatte sich nie mit einem „Gut“ zufrieden gegeben, nicht weil sie zu stolz war, sondern weil sie wusste, dass sie besser sein musste.

Sie hatte zusätzlich zu Hausaufgaben und Klausurvorbereitung weitere Aufgaben übernommen, freiwillige Aufgaben, um die sich die Hälfte der Schüler*innen einen Dreck geschert hatten. Sie hatte geschuftet, ihre Abende, ihre Wochenenden, Ferien am Schreibtisch verbracht, hatte sich eine chronische Migräne eingehandelt, war mit Grippe zur Schule gekommen, um ja den Unterricht nicht zu verpassen. Sie hatte ihre Freizeit aufgegeben, der Schule geopfert, um das bestmögliche Ergebnis zu erzielen und ihren Traum verwirklichen zu können.

M. hatte ihr Abitur mit dem Blut ihrer Jugend geschrieben, hatte den finalen Punkt mit zitternder Hand gesetzt und keine Ruhe gefunden, bis sie wusste, dass sie alles getan hatte, was in ihrer Macht stand.

Doch sie hatte das alles nicht getan, um anschließend von der Uni abgewiesen zu werden, mit einem Wisch, den vier von fünf Bewerber*innen erhielten, standardisiert, computergefertigt und ohne Unterschrift gültig. Sie wollte – nein, musste – erfahren, warum sie abgewiesen worden war, damit sie auch diesen Mangel beheben konnte.

Sie würde ein weiteres Pflegepraktikum oder ein freiwilliges soziales Jahr absolvieren, würde jeden weiteren Leistungsnachweis erbringen, Hauptsache, sie konnte den an sie adressierten Absagebrief, welcher zu Hause fein säuberlich auf dem Anatomiebücherstapel lag, dem Aktenvernichter überlassen. Stattdessen würde sie ihren Vertrag einrahmen und an die Wand hängen, direkt neben ihrem Abiturzeugnis, auf welchem die 1,2 prangte.

Sie musste nur Herrn Schiewer davon überzeugen, dass sie diese Chance verdient hatte, denn das hatte sie. Seit sie acht war, hegte sie den Wunsch, Medizin zu studieren und hatte seitdem ihr Leben danach ausgerichtet. Keine einzige schlechte Note hatte ihr Zeugnis verseucht, ihr Schnitt hatte sich immer im „Sehr gut“ Bereich bewegt. Nun, fast immer. Ausnahmen gab es auch hier. Bei dem Gedanken an eine Variable, die nicht in ihre altbekannte Definitionsmenge passte, kam ihre altbekannte Unzufriedenheit hoch. Das Knarzen einer Türklinke riss sie aus ihren Gedanken.

Sie sah auf und begegnete dem Blick des Direktors. „Sind Sie M.?“, fragte er mit einem undefinierbaren Unterton. „Ja“, brachte sie hervor, „ja, die bin ich.“ Er kam mit langen Schrit-

ten auf sie zu, die Hand streckte er ihr entgegen. Schnell erhob sich M. und ergriff mit ihrer rechten Hand die seine. „Hans-Jochen Schiewer, Direktor der Universität Freiburg“, stellte er sich mit einem angedeuteten Lächeln auf den Lippen vor. M. konnte sich gerade zurückhalten, ihm auf schroffe Art und Weise mitzuteilen, dass sie sehr wohl wusste, wer er war. Da sie immer vorbereitet war, begnügte sie sich dann jedoch mit einem standardisierten: „Sehr erfreut.“

Sie war höchstwahrscheinlich die einzige Hürde, die noch zwischen Herr Schiewer und seinem Feierabend stand. Es war bereits früher Abend und er wirkte leicht genervt. Nun, ihr Fehler war es nicht, dass dieses Gespräch noch stattfinden musste. Dennoch wusste sie, dass sie ihre Worte mit Bedacht wählen musste, um ihr Ziel zu erreichen. „Kommen Sie doch herein“, bat er und wies auf die offene Tür. Wie geheißen, betrat M. das ordentliche Büro des Direktors, welcher hinter ihr eintrat und die Tür schloss.

„Setzen Sie sich“, unterbrach er die eingetretene Stille, welche M. genutzt hatte, um sich umzusehen. „Ich habe leider nicht allzu viel Zeit für Sie.“ M. presste bei dieser Bemerkung die Lippen zusammen und setzte sich Herrn Schiewer gegenüber. Sie nahm eine aufrechte Haltung ein, überschlug ihre Beine und ließ ihre Unterarme auf die gepolsterten Armlehnen sinken. Sie durfte keine Schwäche zeigen.

Erneut machte sich eine unangenehme Stille breit. Ihr Gegenüber kramte in seinen Unterlagen, bis er einen kleinen Stapel Papiere vor sich legte und sie anblickte: „Nun, Sie hatten ein Anliegen?“

M. räusperte sich: „Exakt, ich hatte mich für das folgende Semester beworben, um Medizin zu studieren, bekam jedoch eine Absage. Ich habe den TMS absolviert und war unter den

ersten 20 Prozent, ich habe das Latinum mit einer 1,5 bestanden, ganz zu schweigen von meinem Abitur. Ich habe das dreimonatige Pflegepraktikum vollendet und einen Erste Hilfe Kurs geleistet. Welche Leistung erwarten Sie noch?“

„Nun“, setzte er an und blätterte den Stapel an Dokumenten durch. Schließlich zog er eines davon hervor, sie erkannte es sofort. Es war ihr Abiturzeugnis. „Wie Sie mit Sicherheit wissen, haben Sie einen Einser-Schnitt und alle Noten außer einer sind hervorragend. Diese eine Note jedoch, welche nicht hervorragend ist, haben Sie im Fach Deutsch. Sie haben dort acht Punkte erreicht, das entspricht im deutschen Notensystem einer Drei. Natürlich sind Ihre Leistungen in den Naturwissenschaften nicht zu übersehen, jedoch achten wir seit 2018 bei den Ausschlussverfahren auch auf die Intellektualität der Bewerber. Dazu gehören auch Literatur und Sprache.“ Er holte Luft und ließ M. die Zeit zu begreifen, dass sie wegen ihrer Deutschnote abgewiesen worden war. Fassungslos senkte sie ihren Blick, dies hätte sie nie für möglich gehalten. Sie starrte auf ihre Hände, die vor Wut zu zittern begannen. Sie merkte, wie sich fast automatisch zuerst ihre Arme, dann ihr Genick und schließlich ihr gesamter Oberkörper versteiften. Sie presste ihre Lippen zusammen, um das Wimmern zu unterdrücken, welches sich in ihrer Kehle angestaut hatte. Die Vergangenheit drohte, über ihr zu brechen. Sie fühlte sich zurückversetzt, ihre Sicht begann zu verschwimmen. Ob vor Tränen oder vor Angst wusste sie nicht.

Sie stand auf und blickte auf eine ihr entgegengestreckte Hand. Zu spät realisierte sie, dass der Direktor ihr Gespräch bereits für beendet erklärt hatte und sie aus seinem Büro bitten wollte. Sie erhob sich, ergriff schlaff seine Hand und murmelte ein „Auf Wiedersehen“.

Schwankend kehrte sie Herrn Schiewer den Rücken zu und merkte zu spät, dass sie die Tür ein wenig zu laut ins Schloss hatte fallen lassen. Sie blickte auf ihre Füße, welche sie vorwärts trugen. Links und rechts von ihr verschwammen die Gemälde an der Wand, Personen, die im Eilschritt an ihr vorbeihasteten, Pflanzen und Fenster erwuchsen sich zu einem Schwall aus Eindrücken, der gegen sie prallte, ohne Einlass zu finden.

Ihr Kopf war wie leergefegt, der einzige Anhaltspunkt, um den ihre Gedanken pausenlos kreisten, war ihre Verzweiflung.

Was sollte sie tun?

Wohin gehen?

Sie fühlte sich, als sei der rote Faden, der sie durch das Leben führte und ihrem Leben einen Sinn verlieh, brutalst durchtrennt worden. Sie fühlte sich, als hätte man sie alleine ins Universum verfrachtet. Um sie herum ging das Leben weiter, alles war voll und bunt; doch in ihrer näheren Umgebung, in ihrem Körper fühlte sie sich leer und grau. Grau war auch der Smart, dessen Schlüssel sie nun zückte. Sie war inzwischen bei den Parkplätzen angelangt.

Wie viel Zeit vergangen war, wusste sie nicht. Der Himmel wurde langsam dunkler, die Sonne neigte sich hinter dem Grau aus Wolken dem Horizont zu. Grau.

Sie stieg langsam in ihr Auto ein, zog die Tür hinter sich zu und sank in sich zusammen. Ihre Hände lagen schlaff auf dem schwarzen Leder des Lenkrades. Sie war eine Maschine, welcher man den Stecker gezogen hatte. Ein Mensch, welchem man die Zukunft geraubt hatte.

Ohne Antrieb.

Ohne Sinn.

Zusammengesunken in ihrem Auto realisierte M., dass sie versagt hatte. Sie war unter den Jahrgangsbesten, hatte ihr gesamtes Leben noch vor sich, doch sie hatte bereits versagt. Sie hatte gegeben, was sie konnte; hatte geleistet, geopfert, verzichtet, aber es reichte nicht. Nicht für die Gesellschaft. Nicht für eine Gesellschaft, die immer nur Leistung forderte. Leistung, Leistung, Leistung, nichts als Leistung. Jeder musste etwas Besonderes sein, werden, leisten.

Die Gesellschaft war eine hungrige Bestie, die sich von Leistung ernährte. Doch je mehr Leistung man ihr entgegenbrachte, desto mehr Leistung verlangte sie auch. Und wer nicht mithalten konnte, verblasste in dem Meer aus Grau. In dem Grau der unteren Schicht, im Grau der Leitungsschwachen. Auch M. würde fortan dazugehören, denn sie hatte versagt. M. wusste nicht, wohin sie nun gehen würde, wie es weitergehen sollte, sie wusste auch nicht, dass sie niemals mehr glücklich sein würde.

Alles, was sie wusste, war, dass sie versagt hatte und dass ihr roter Faden durchtrennt worden war.

Zur Autorin:

*Greta Tüllmann (*2005) lebt in Eisenach. Sie besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, zu schwimmen, zu schreiben, zu lesen oder durch den Wald zu joggen. Sie schreibt, seit sie 13 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Die Mehrheit“, „Leistung“ und „Lung“.*

Zeitreise zum Wohle der Tiere

von Paul Schrön

Das war mal wieder ein verrückter Morgen im Jahr 2120. Ich saß gerade mit meiner Schwester am Frühstückstisch. Es war ein Samstag. Unsere Eltern schliefen noch. Wir hatten uns mal wieder in den Haaren. Es ging wie immer um unsere Digitalbrillen. Meine Schwester hatte zu ihrem Geburtstag eine neuere bekommen, welche ich auch gerne einmal ausprobieren wollte.

Da kam mir plötzlich die Idee, eine Zeitreise zu unternehmen. Das half immer, wenn wir stritten. Eigentlich hatten wir uns geschworen, nach der letzten Zeitreise nie wieder die Maschine anzurühren, die wir vor einiger Zeit auf dem Dachboden unserer alten Villa gefunden hatten. Wir sind nur um Haaresbreite bei der letzten Zeitreise einem tödlichen Geschoss entkommen, aber ich will an dieser Stelle gar nicht so ausschweifen. Ich konnte es dennoch nicht so wirklich lassen, durch die Zeit zu reisen. Ich interessiere mich wahnsinnig für die Historie und all unsere moderne Technik konnte nicht annähernd so viel Wissen über die Vergangenheit vermitteln, wie wir auf jeder unserer Zeitreisen gewonnen hatten.

Ich sprach mit meiner Schwester darüber. Nach kurzer Überlegung willigte sie schließlich ein. Also schlüpfen wir aus unseren Schlafanzügen in unsere speziellen Zeitreiseklamotten. Diese bestehen aus einer Leinenbluse und einer Leinenhose und können sich der Mode des jeweiligen Jahrzehnts anpassen. Wir hätten lieber in Gummistiefel und Gummihosen losgehen sollen, aber man kann ja nicht immer wissen, wohin uns die Zeitmaschine bringt. Wir schlichen lautlos an dem Zimmer unserer Eltern vorbei und so leise, wie es eben

nur ging, die knarrende Dachbodentreppe hinauf. Als wir vor der Tür zum Dachboden standen, drückte ich sie auf. Sie öffnete sich langsam mit einem lauten Knarren. Wir blieben für einen Moment wie gelähmt auf der Türschwelle stehen. „Puh!“ Entwarnung! Unsere Eltern hatten nichts gemerkt.

Meine Schwester und ich schlichen zu dem alten Bettlaken, das wir über die Zeitmaschine gestülpt hatten und zogen es beiseite. Ein kräftiges Pusten und die Maschine war wieder staubfrei. Wir aber nun nicht mehr. Bei der Zeitmaschine konnte man das Datum und den Ort auswählen. Das Beste ist aber, dass die Zeit zu Hause während der Zeitreise stehenbleibt. Da ich diesmal an der Reihe war mit dem Bedienen der Zeitmaschine, stellte ich den Hebel auf „On“. Auf einmal fingen die vielen Knöpfe an zu leuchten und ein öliger Geruch lag in der Luft. Jedes Mal, wenn ich diesen öligen Geruch roch, erinnerte ich mich daran, wie wir die Zeitmaschine auf unserem Dachboden fanden.

Diese Maschine hatte mein Uropa entwickelt. Wir waren alle in der Familie Tüftler, auch ich. Die Zeitmaschine fanden wir nach dem Tod unserer Oma, die diese auf dem Dachboden unserer Villa versteckt hatte. Sie hatte uns immer den Zutritt in die Dachbodenkammer verwehrt. Also war es nach ihrem Tod noch interessanter, den Dachboden zu durchsuchen. Als wir die Zeitmaschine fanden, von der in den Briefen von Uropa an Uroma geschrieben war, untersuchten wir sie sofort genauestens. Die Zeitmaschine war in einem sehr desaströsen Zustand. Viele Drähte waren durchgebrannt, die Hebel klemmten und das ein oder andere Rad war angerostet, aber zum Glück waren wir ja Tüftler.

Es dauerte eine ganze Zeit und brauchte viel Herzblut, bis die ganze Maschine wieder in ihrem ursprünglichen Glanz

und ihrer Funktionalität vor uns stand. Jedoch gab es noch ein größeres Problem: die Maschine lief mit Öl. So etwas gab es in unserem Jahrhundert aber nicht mehr, da schon vor Jahren alle Ölreserven aufgebraucht worden waren. Wir nutzten im Jahr 2120 nur noch erneuerbare Energien. Fossile Energie kam so gut wie gar nicht mehr in unserem alltäglichen Leben vor. Also die Maschine hatte so gut wie gar kein Öl mehr. Das Öl in ihr reichte gerade noch für eine letzte Zeitreise. Folgerichtig reisten wir in das Jahr 1990 in die Zeit des zweiten Golfkrieges und wir stibitzten ein Ölfass mit mehr als 50 Litern Öl, welches jemand vorsorglich neben 20 weiteren Fässern gehortet hatte. Danach beeilten wir uns, in unsere Zeit zurückzukommen. Das war zugleich auch unsere Testreise, die wir mit der Zeitmaschine gemeistert hatten. Das Ölfass lagerten wir gut versteckt auf dem Dachboden. Es reicht uns jetzt schon seit drei Jahren und wird noch für viele Zeitreisen ausreichen.

Ich schwelgte noch in meinen Erinnerungen, als plötzlich die Zahlen für das Datum an der Maschine vor unseren Augen ratterten. Das Rädchen für den Ort hatte sich für Niedersachsen hier in Deutschland entschieden. Wir hätten es auch programmieren können, aber es machte irgendwie mehr Spaß, sich überraschen zu lassen. Ich nahm meine Schwester an die Hand und drückte auf den dicken, rot leuchtenden Knopf. Die Maschine fing an zu schnurren, das war der letzte Ton, den ich hörte.

Der erste Ton, welchen ich nach unserer Ankunft vernahm, war ein Grunzen. Als ich die Augen öffnete, sah ich ein rundes, rosafarbenes Tier mit geringeltem Schwanz. Es war ein Hausschwein, eingesperrt in einem Stall. Wir kannten nur Hausschweine, die unter freiem Himmel in Eichenwäldern unterwegs waren oder die Wildschweine, die gänzlich in Frei-

heit lebten. In dem Gebäude wimmelte es nur so von Hauschweinen. Es waren mehrere hundert Tiere in engen Boxen ohne Stroh und Heu auf kalten Betonböden. Nun bahnten wir uns unseren Weg durch die Schweinemassen. Meine Schwester rief: „Das stinkt hier ja fürchterlich!“ Wir näherten uns nur schleppend dem Ausgang, den wir als solchen erachteten. Als wir am Tor ankamen, dachten wir: „Puh! Endlich raus hier.“

Ich drückte das Tor auf und wir fielen fast vor Entsetzen um. Dort saßen dicht an dicht viele Hunderte von Hühnern. Ich hatte noch nie so viele Hühner auf einem Haufen gesehen. Zu Hause hatten wir auch 2 Hennen. Das war so üblich, fast alle Menschen im 22. Jahrhundert hatten ihre eigenen Hühner. Diese legten Eier und futterten Gemüseabfälle. Im Geschichtsunterricht lernten wir, dass Menschen im 21. Jahrhundert Massentierhaltung betrieben hatten. Aber jetzt sahen wir es wirklich. Wir kämpften uns über den Boden, auf diesem lagen tote Tiere zwischen den lebendigen Tieren. Es stank furchtbar. Manche Hühner hatten kaum noch Federn. Andere bluteten überall am Körper. Alle Tiere sahen so traurig aus. Wieder sahen wir eine Tür und drückten diese vorsichtig auf.

Als wir nun die Hallen verlassen hatten und unter freiem Himmel standen, holten wir zuerst einmal tief Luft. Eines stand sofort fest: „Wir müssen den Tieren helfen.“ Wir hatten nur noch zwei von den vier Stunden übrig, die uns für eine Zeitreise zur Verfügung standen. Wir mussten uns also schleunigst etwas einfallen lassen. Die erste Idee war eine Großdemo. Ich winkte nach kurzer Überlegung ab.

„Unmöglich“, murmelte ich. Im Jahr 2120 wäre dies ganz einfach zu organisieren gewesen. Man hätte einfach nur an all seine Freunde und Bekannte denken müssen und sofort hätte der Chip, welcher fast jeder Erwachsene und fast jedes Kind

im Kopf hatte, einen Impuls ausgelöst und die Freunde wären informiert worden. Aber während einer Zeitreise funktionierte der Chip nicht. Der Satellit, der im Wesentlichen für diese Kommunikation notwendig war, wurde ja erst vor 10 Jahren, also im Jahr 2110, ins Weltall gesandt.

Wir hatten noch fünf oder zehn Ideen, die eigentlich gut waren, aber nicht in unser Zeitbudget passten. Mittlerweile wimmelte es von Leuten auf dem Gelände der Schweine- und Hühnermastfabrik. Viele Arbeiter rannten aufgeregt durcheinander. Mehrere Polizeiautos waren auf das Gelände gefahren. Auch Reporter sahen wir. Als wir uns unbemerkt an all den Erwachsenen vorbeigemogelt hatten, sahen wir den Grund für den Massenauflauf auf dem Gelände der Schweine- und Hühnermastfabrik. Auf der anderen Straßenseite hatte sich eine Demo von Tierschützern versammelt. Ich grinste und dachte: „Die Gedankenübertragung klappt ja scheinbar doch irgendwie.“ Es war ein gutes Gefühl, so viele Menschen zu sehen, die die Haltung der Tiere genau so schrecklich fanden wie wir.

Wir rannten auf die andere Straßenseite zu den Demonstranten. Zuerst nahm uns keiner wahr. Aber irgendwann bemerkte uns eine Frau mit einem langen braunen Mantel und Zöpfen und einem Schild in der Hand, auf dem stand: „Bauernhöfe statt Tierfabriken“. Sie fragte uns, zu wem wir gehören würden. Wir antworteten, dass wir alleine hier seien und versuchten ihr klar zu machen, dass wir aus dem Jahr 2120 kämen. Das wollte sie uns natürlich zunächst nicht glauben und lachte nur laut. Anschließend rief sie einen großen Teil der Demonstranten zu uns.

Anfangs dachten alle, wir hätten uns verlaufen und sie müssten uns helfen, den Weg nach Hause zu finden. Aber

mit der Zeit konnten wir ihnen verständlich machen, dass wir wirklich Zeitreisende seien. Die Frau, die uns zuerst angesprochen hatte, hieß Marie. Sie war wirklich nett, aber auch sehr verzweifelt. Sie kämpfte mit ihrer Gruppe schon sehr lange gegen die Zustände in der Massentierhaltung. Normalerweise geben wir uns nie auf den Reisen zu erkennen. In diesem Fall musste es aber so sein. Wir ermutigten die Gruppe, unbedingt weiterzumachen, und erzählten ihnen davon, dass sich der Kampf auf jeden Fall lohnen würde. Denn wir im Jahr 2120 kannten ja keine Massentierhaltung mehr.

Wir unterhielten uns noch einen Moment mit den Demonstranten und beantworteten all ihre Fragen, plötzlich hörten wir das Rattern der Zeitmaschine und schon standen wir wieder in der staubigen Dachbodenkammer.

Puh, das war mal wieder ein Abenteuer. Sofort griffen wir nach unseren Digitalbrillen, welche die Daten auf dem Chip in unserem Kopf und die Daten im Internet für uns sichtbar machten. Nun begannen wir zu recherchieren, wann und wodurch die Massentierhaltung beendet wurde. Wir staunten nicht schlecht darüber, welche Erfolge Marie und ihre Gruppe ein paar Jahre später eingefahren hatten. Die Gruppe hatte sich von Jahr zu Jahr vergrößert und immer mehr Menschen hatten sich für das Tierwohl eingesetzt. Schon 5 Jahre später begann sich die Landwirtschaft an die ökologische Tierhaltung anzupassen. Viele der Tierfabriken wurden geschlossen. Neue Formen der Outdoortierhaltung wurden ausprobiert und etabliert. Nach weiteren 10 Jahren schafften es die Menschen, nur maximal 40 Gramm Fleisch pro Tag zu sich zu nehmen. Viele Menschen verzichteten ganz auf Fleisch. 2050 wurde ein Gesetz verabschiedet, dass die Massentierhaltung in Europa verbot.

Es sollte nur weitere 5 Jahre dauern, bis die Tierwürde im Grundgesetz verankert wurde. Durch Zufall fanden wir einen Zeitungsartikel aus dem Jahr 2056, in dem Marie für ihren Einsatz ausgezeichnet wurde. Sie bedankte sich und schrieb: „Sie habe immer daran geglaubt, dass irgendwann die Massentierhaltung abgeschafft werden würde. Diesen Glauben hatte sie einer besonderen Begegnung aus der Zukunft zu verdanken.“ Uns fuhr ein Grinsen über die Lippen.

Zum Autor:

*Paul Schrön (*2008) lebt in Dönges/Bad Salzungen. Er besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In seiner Freizeit mag er, als Rettungsschwimmer zu helfen, zu kickboxen, Klavier zu spielen, Wissensdokumentationen (mit dem Schwerpunkt Geschichte) anzuschauen, zu angeln und zu lesen. Er schreibt seit er 11 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstand folgende Geschichte: „Zeitreise zum Wohle der Tiere“. Er selbst ist stolzer Besitzer zweier Hühner.*

Was zur Hölle läuft hier???

von Elena Wetzel

Polizeipräsidium; Montag, 14. September, 21:23

Was ist grade passiert? Warum habe ich es so weit kommen lassen? Und WAS bitte war Heinrichs Plan? Ich hätte mich nie darauf einlassen sollen. So bin ich auch eigentlich gar nicht. Jetzt sitze ich hier, mit 17, das erste Mal in einem Verhörraum und alles nur, weil ich schlecht nein sagen konnte und unbedingt einen Kumpel haben wollte. Das hast du toll hinbekommen, Lukas, wirklich toll.

Die einzige Tür im Raum geht auf. Ein Polizist kommt mit einem Becher Wasser herein und stellt ihn direkt vor Lukas auf den Tisch. Lukas, der bis jetzt nur betrübt auf seine Füße schaute, sieht auf. Er schaut dem Polizisten für einen Augenblick direkt in die Augen. Dann packt es ihn. *Moment mal! Ihn kenne ich doch irgendwo her.* Er schaut auf seine Polizeiuniform und sucht nach einem Namen. *Da – Herr Keinwitz. Wusste ich doch, dass ich ihn kenne. Aber woher nur? Mir liegt es auf der Zunge.*

Der Polizist, der sich als Herr Keinwitz vorstellt, bemerkt, dass Lukas ihn versucht, irgendwo einzuordnen. Lange wird es nicht mehr dauern, bis er ihn erkennt. „Lassen Sie es sich schmecken“, sagt er schließlich zu Lukas, während er auf den Becher deutet. Lukas schaut auf und murmelt etwas, dass man als ein „Danke“ deuten kann. Keinwitz nickt, setzt ein verschmitztes Lächeln auf und verschwindet wieder aus dem Raum. Lukas ist wieder allein, er schaut sich das erste Mal richtig um. Obwohl, viel gibt es eigentlich nicht zu sehen. Ein Tisch mit zwei Stühlen, die sich gegenüberstehen, steht in der Mitte des Raumes, der ausschließlich grau bestrichen ist, ohne Fenster oder sonst etwas. *Der Raum würde super in einen Horrorfilm passen, so wie der hier aussieht. Die Kälte kann man richtig spüren.* Plötzlich öffnet sich wieder die Tür, ein neuer Polizist kommt herein. „Lukas, richtig?“ Lukas nickt. „Ah, ich sehe grade, Sie haben schon die Bekanntschaft gemacht mit meinem Kollegen Herr Keinwitz“, sagt er, als er auf ein Klemmbrett schaut, das Lukas noch gar nicht aufgefallen war. „Ja, aber nur kurz“, antwortet er dem Polizisten. „Ach, seien Sie froh, dass Sie ihn überhaupt mal zu Gesicht bekommen haben.“ Da macht es bei Lukas auf einmal *klick*.

Jetzt weiß ich, wo ich den schon mal gesehen hab! Er war bei den

ganzen Treffen in der Gruppe dabei. Er hat sich bloß im Hintergrund gehalten und doch war er immer aktiv. Aber warte mal, DER ist Polizist?! Haben die hier etwa noch nicht mitbekommen, dass er Teil einer rechtsextremen Gruppe ist? Wow. Aber ihn hier hab' ich noch nicht gesehen. Herr Tonics steht auf seinem Namensschild. Noch nie gehört. „So, nun wollen wir mal anfangen, nicht?“, fängt Herr Tonics an und reißt Lukas somit völlig aus seinen Gedanken. „Schließlich haben wir einiges zu besprechen.“ Ha, das stimmt wohl. In der letzten Woche ist so einiges passiert, auch mit mir. „Sind sie bereit?“, fragt der Polizist. Lukas nickt. „Na dann legen wir los ...“

Eine Woche zuvor ...

„Neues Schuljahr, neues Ich!“, sagt sich Lukas, mit einem stolzen Blick in den Spiegel. Seine früheren recht trostlosen Klamotten hat er gegen farbenfrohe getauscht. Dieses Schuljahr möchte er endlich mal einen engen Freund finden und nicht immer nur mit allen irgendwie „bekannt“ sein. Klar ist es toll, mit allen gut zurechtzukommen, aber erzählen kann man denen auch nicht alles. In der Schule angekommen, läuft er direkt in den Klassenraum, wo auch schon der Sitzplan unübersehbar auf dem Lehrertisch liegt. Lukas sucht seinen Namen. Ah, da ist mein Name ja. Und neben mir sitzt ... wer? Heinrich. Ich glaube, ihn kenne ich noch gar nicht. Mist, ich hatte gedacht, ich kriege einen Platz neben Mia, Paul oder Sam, die kenne ich noch mit am besten. Er geht zu seinem Platz ganz hinten im Zimmer und sieht einen Jungen schon dort sitzen. Das ist also Heinrich. Er sieht aus wie so ein typischer Deutscher mit seinen blonden Haaren und der „0815-Kleidung“. „Hey, ich bin Lukas.“ „Heinrich“, antwortet der Junge knapp und verdreht dabei die Augen.

Sehr gesprächig. „Is' was?!“, ergänzt Heinrich schroff. Was hat der denn heute früh gegessen? Lukas setzt sich nun widerwillig neben ihn und schon kommt die Lehrerin herein. Nach dem Unterricht, als Lukas grade auf dem Weg nach draußen ist, hält ihn jemand von hinten an. Als er sich umdreht, steht Heinrich vor ihm: „Hey Lukas, sorry wegen heute früh, hatte einen schlechten Tag.“ „Kein Problem“, entgegnet ihm Lukas, „ich muss jetzt aber los. Wir sehen uns morgen.“

Am nächsten Morgen ist Lukas als erster da. Heinrich kommt kurz vor Unterrichtsbeginn und setzt sich: „Morgen.“ *Wow, jetzt kriegen wir ja schon eine ordentliche Begrüßung. „Guten Morgen, heute später als gestern?“ „Ja, musste nochmal kurz zu meinem Treffpunkt“, antwortet Heinrich. Was für ein Treffpunkt? Als Lukas noch etwas sagen will, beginnt der Unterricht. Heute steht eine Partnerarbeit mit dem Banknachbarn auf dem Stundenplan. Währenddessen lachen und unterhalten sich Lukas und Heinrich ununterbrochen, so dass sie fast gar nicht zu ihrer Aufgabe kommen. Eigentlich ist er ja ganz ok, vielleicht hatte er gestern wirklich nur einen schlechten Tag. Am Ende der Stunde haben sie ihr Projekt gerade noch so geschafft. „Willst du noch mit mir zum Treffpunkt gehen?“ , fragt Heinrich. „Sorry, aber was ist das für ein Treffpunkt?“ „Oh, ich treffe mich da einfach öfters mal mit ein paar Leuten und ich denke, du würdest gut zu unserer Gruppe passen.“ Ich würde gut zu seiner Gruppe passen? Was meint er? Aber viel kann ja nicht schiefgehen. Heinrich ist ganz sympathisch, nachdem wir uns unterhalten hatten. Und da ich mir eh vorgenommen hatte, neue Freunde zu finden, passt das doch eigentlich ganz gut. „Von mir aus gerne, ich hab' den Nachmittag heute eh frei“, sagt Lukas zu ihm. „Cool, dann lass uns losgehen.“*

Da der Treffpunkt etwas abgelegener und nicht direkt in

der Innenstadt von Erznach liegt, brauchen die beiden ungefähr 20 Minuten, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Angekommen stehen die beiden vor einem alten Gebäude, welches überall mit Graffiti versehen ist. „Das ist euer Treffpunkt?“, fragt Lukas mit skeptischer Miene. „Ich weiß, es ist ein bisschen heruntergekommen, aber hier fallen wir am wenigsten auf.“ *Ein bisschen?! Das sieht aus wie eine Bruchbude. Und was meint er mit auffallen?* „Komm jetzt Lukas, wir sind eigentlich schon viel zu spät.“ „Oh, okay.“ Die beiden gehen in das Gebäude und treffen sofort auf ein paar Leute. „Hey Heinrich, alles klar? Ich sehe, du hast uns einen neuen Rekruten mitgebracht!“ *Rekruten?* „Was geht, Felix!“ , antwortet Heinrich energisch, „lange nicht mehr gesehen.“ *Wow, ich hätte nie gedacht, dass er so ein offener Mensch ist. In der Schule ist er immer so unscheinbar.*

„Wie weit seid ihr eigentlich mit dem Plan vorangekommen?“, hakt Heinrich noch nach. „Fast fertig, wir kriegen die Woche alles hin. Am Montag ist Stichtag“, erzählt ihm Felix stolz. „Nice, sind die anderen auch schon informiert?“ „Klar, wir haben nur noch auf dich gewartet, die anderen sind schon bereit für die weitere Besprechung.“ Ähm, hallo? Bin ich auf einmal unsichtbar geworden? Lukas räuspert sich: „Soll ich jetzt gehen Heinrich?“ „Oh, nein sorry. Du kannst gerne noch hier bleiben und mitmachen, wenn du willst. Vielleicht ist das ja was für dich, was wir hier machen – uuund es gibt gratis Essen und Getränke.“ „Na wenn das so ist“, lacht Lukas, „aber was macht ihr oder ‚plant‘ ihr eigentlich?“ „Wir planen einen Anschlag.“ *Was?! „Was?!“* „Mein Gott Lukas“, sagt Heinrich, sichtlich amüsiert, „das war ein Spaß.“ „Ich dachte schon, du meinst es ernst“, entgegnet ihm Lukas, sichtlich erleichtert. Heinrich winkt ab: „Quatsch.“

Beide lächeln und gehen nun weiter in einen großen Raum.

Ganz hinten in der Ecke des Raumes steht allein ein erwachsener Mann. Er ist kräftig gebaut und trägt ein verschmutztes Lächeln auf seinem Gesicht und ein T-Shirt auf dem „FCK Antifa“ gedruckt ist. *Das sind also ‚die Anderen‘, die auf Heinrich gewartet hatten. Er scheint mir ein bisschen so, als ob er hier vielleicht was mit zu sagen hätte. Aber warte mal, ich weiß doch immer noch nicht, was die vorhaben. Na ja, vielleicht erfahre ich das ja jetzt bei der Besprechung.* „So, dann wollen wir mal anfangen!“, ruft Heinrich durch den Raum. Als die Besprechung beendet ist und sich fast alle auf den Weg nach draußen machen, ist Lukas nun etwas klarer, was sie vorhaben.

„Kurze Frage, Heinrich.“ „Ja?“ „Also habe ich das jetzt richtig verstanden, dass wir nächste Woche Montag zu dem Asylantenheim gehen?“ „Ja, das ist richtig.“ „Okay und was genau...? „Was genau wir machen? Sagen wir, wir spielen ihnen einen kleinen Streich. Sie haben es schließlich verdient.“ „Verdient?“, fragt Lukas. „Ja natürlich, die kommen in unser Land, setzen sich hier fest und nehmen uns alles weg! Die kriegen alles in den Arsch geschoben, nur weil in ihrem ach so tollen Heimatland angeblich Krieg herrscht.“ *Mhh, darüber habe ich bis jetzt noch gar nicht richtig nachgedacht.* „Wenn du das so sagst, stimmt es irgendwie.“ „Ich weiß“, sagt Heinrich mit Stolz, „ich habe bei sowas immer Recht.“ Die beiden verlassen den Raum und gehen nach draußen. „Dann bis morgen, Heinrich!“, sagt Lukas und macht sich auf den Weg nach Hause. „Bis dann!“, ruft ihm Heinrich hinterher.

Daheim angekommen, erwartet ihn schon seine Mutter. „Na hallo Lukas, haben wir es auch mal wieder nach Hause geschafft?“ *Ach Mist, ich hab' vergessen Bescheid zu geben, dass ich später komme.* „Sorry Mom, aber ich muss jetzt erstmal

Schulzeug machen. Das nächste Mal denk' ich dran!", ruft Lukas, während er schon halb die Treppen raufgesprintet ist, auf dem Weg zu seinem Zimmer.

Okay, das muss ich kurz verarbeiten. Lukas holt seine Kopfhörer raus, setzt sie auf, macht seine Lieblingsplaylist an und legt sich auf sein Bett. So liegt er eine Weile da. *Ich kann ja schlecht nein sagen, wenn Heinrich mich extra einlädt, um nächsten Montag mitzumachen und irgendwie vertrete ich seine Meinung ja auch. Langsam nerot der ganze Flüchtlingskram. Außerdem habe ich mir vorgenommen, neue Freunde zu finden. Es läuft grad so gut, wenn ich jetzt absage, kann ich Heinrich als Kumpel vergessen.* Die nächsten Tage vergehen wie im Flug. Heinrich und Lukas verstehen sich von Tag zu Tag immer besser und bereiten sich mit der Gruppe auf Montag vor.

Montag, 14. September, am frühen Morgen

Lukas geht mit Vorfreude in die Schule. Die letzten Tage haben sie alle Vorbereitungen für heute abgeschlossen: Böller, Bengalos, Masken etc. sind alle besorgt. Der Schultag geht schnell rum. „Sehen wir uns dann?“, fragt Heinrich. „Klar, werde da sein.“ „19 Uhr zwei Straßen hinter dem Drecksheim, vergiss es nicht!“ *Drecksheim ist ja ein bisschen übertrieben, na ja.* Lukas nickt und dreht sich um, um zu gehen. Auf einmal stehen Mia, Paul und Sam vor ihm. „Hey ihr drei“, begrüßt sie Lukas fröhlich gestimmt. „Hey Lukas“, antwortet Sam, „wir haben dich die Woche gar nicht so oft gesehen wie sonst. Alles gut?“ „Klar, ich war nur meistens mit Heinrich unterwegs, keine Ahnung, ob ihr ihn kennt.“ „Ist das nicht der rechte Typ?“, fragt Mia. „Nenn es, wie du willst, ich find ihn ganz nice. Wir treffen uns heute Abend mit den anderen,

deswegen muss ich jetzt auch los. Bis später ihr drei.“ Nach diesem Satz schlängelt sich Lukas durch die drei durch und macht sich auf den Weg nach Hause, um sich vorzubereiten. Mia, Paul und Sam schauen ihm mit einem fragenden Blick hinterher.

Es ist 19 Uhr. Lukas hat seine farbenfrohen Klamotten gegen komplett schwarze eingetauscht und eine schwarze Mütze aufgezogen. Alle anderen sind schon am Treffpunkt und warten auf ihn, bloß einer fehlt. „Sind das alle? Wo ist der Typ, der am Dienstag ganz hinten in der Ecke vom Raum stand?“, fragt Lukas Heinrich. „Er hatte doch heute keine Zeit, musste unbedingt zur Arbeit.“ *Arbeit? Jetzt?* „Ach so, dann sind wir einer weniger jetzt.“ Heinrich nickt. Die Gruppe setzt sich jetzt in Richtung Asylantenheim in Bewegung und nach fünf Minuten Fußweg stehen sie genau davor. Natürlich nicht so, dass sie jemand sehen könnte, aber trotzdem nah genug, um die Aktion zu starten. Felix teilt jeden in eine Gruppe ein. Die einen sind für die Feuerwerksböller zuständig, die anderen haben die selbst gemachten Rauchbomben und die letzte Gruppe bekommt die Bengalos. Lukas ist in der ersten Gruppe, zusammen mit Heinrich. *Okay, du schaffst das schon.* „Alle bereit? Jeder kennt seine Aufgabe?“, fragt Heinrich in die Runde. Alle nicken. „Gut, dann ...“, Heinrich macht eine Pause. *Nun sag schon endlich los, sonst erstarre ich hier noch.* „Los!“

Das Spektakel beginnt: Einer klingelt an der Tür, die anderen warten versteckt an den Seiten des Hauses. Die Tür geht auf und der Erste stürmt herein, die anderen folgen, auch Felix, Lukas und Heinrich sind dabei. Sie wollen gerade mit allem loslegen als ... *Moment, was ist das für ein Geräusch?* „Die Bullen kommen!“, hallt es durch das Haus. Wütend fragt Heinrich Felix: „Wie konnte das denn bitte passieren?!“

„Wirklich, ich habe keine Ahnung, irgendwer muss uns gesehen haben... oder jemand hat uns verraten!“ Beide schauen auf einmal Lukas an. *Warte mal, denken sie, ICH hätte sie verraten?? Wow.* „Euer Ernst? Wie sollte ich euch denn verraten haben? Aber können wir das bitte später klären? Ich würde jetzt gerne erstmal abhauen.“ „Gut, stimmt, das könnte echt knapp werden, aber wir sprechen uns nochmal Lukas!“, entgegnet ihm Heinrich. Die drei rennen los, gerade so schaffen sie es aus dem Haus, in dem die Asylanten in voller Panik sind. Auf einmal aber fahren die Polizeiautos vor und Polizisten steigen aus: „Stehen bleiben!“ Alle drei stoppen und nehmen die Hände hoch. *Scheiße.*

Wieder in der Gegenwart, im Polizeipräsidium

„Also habe ich das richtig verstanden: Laut Ihnen, waren Sie nur an dem Anschlag auf das Asylantenheim beteiligt, weil Sie einen neuen Freund gewinnen wollten und anfangs nicht erkannt haben, dass er extrem rechts ist?“, fragt der Polizist Lukas in einem skeptischen Unterton. „So ungefähr könnte man das sagen, ja.“ „Sie können froh sein, dass niemand im Heim schwer verletzt wurde. Aber Sie wissen schon, dass Sie trotz dessen mindestens eine Bewährungsstrafe am Hals haben, oder?“ *Was? Oh man, wie soll ich das denn meinen Eltern erklären? Obwohl, die haben bestimmt eh schon einen Anruf aus dem Polizeipräsidium bekommen. Super.* Lukas bleibt eine Weile still und fragt darauf: „Was ist eigentlich mit Heinrich?“ „Oh, der kommt auf jeden Fall in den Jugendknast. Er ist uns schon mehrfach wegen Hausfriedensbruch und Körperverletzung aufgefallen. Sieht man ihm gar nicht an, nicht? Er wirkt so unscheinbar.“ *Tja, das dachte ich auch.* „Genauso unscheinbar

wie Ihr Kollege?“, kontert Lukas. „Was meinen Sie und wen meinen Sie? Herr Keinwitz?“ „Ja, was denken Sie, wer letzte Woche Dienstag der Mann war, der ganz hinten in der Ecke des Raumes stand? Sicherlich nicht der Weihnachtsmann.“ „Sicher, dass er einer von Ihnen ist?“, fragt Herr Tonics. „So sicher, wie ich mir sein kann.“ „Dann muss ich Sie leider enttäuschen, Lukas. Er ermittelt schon lange gegen Ihre Gruppe. Wir haben ihn sozusagen eingeschleust, damit er uns Informationen beschafft.“ *WAS?! Also deswegen war er bei dem geplanten Anschlag nicht da. Dann hat ER uns verraten!* Damit der Polizist Lukas’ Schock nicht bemerkt, versucht er so gelassen wie möglich zu antworten: „Aha ... Bin ich jetzt eigentlich fertig oder brauchen Sie noch irgendetwas?“ „Sie sind hier fertig. Ihr Anwalt müsste sich um den Rest kümmern.“ *Na endlich. Ich will nur noch raus hier und das alles hinter mir lassen und schnellstmöglich vergessen.* Lukas nickt, steht auf und geht in Richtung der Tür, bis ihm noch etwas auffällt: „Könnten Sie vielleicht noch ...?“ Lukas deutet auf seine Hände. „Oh, natürlich“, antwortet der Polizist und greift nach seinen Schlüsseln, um Lukas die Handschellen abzunehmen. Lukas bedankt sich und geht nun aus dem Raum.

Zwei Wochen später

Mia, Sam und Paul warten vor der Schule auf Lukas. Sie haben sich in den letzten beiden Wochen angefreundet und sind zu einer kleinen Gang geworden. Die drei haben zwar das ganze Drama mitbekommen und mitverfolgt, konnten Lukas aber verzeihen, da sie alle drei wissen, dass Lukas eigentlich nicht rechtsmotiviert ist. Lukas geht jetzt jeden Nachmittag zu seinen Sozialstunden, die er aufgebrummt bekam, ins Tier-

heim und versucht, wieder auf den richtigen Weg zu kommen. So war es doch eigentlich ganz gut, dass die Gruppe durch Herrn Keinwitz aufgefliegen ist. Wer weiß, wie weit Lukas wegen Heinrich gegangen wäre. Der Treffpunkt der rechten Gruppe wurde von der Polizei durchsucht und das Beweismaterial beschlagnahmt. Lukas hat nun gelernt, was ‚rechts sein‘ bedeutet und dass Rechtsextremismus überall lauern kann. Außerdem hat er gemerkt, wie schnell man in so etwas mit reingezogen werden kann. Für ihn ist es ja noch glimpflich ausgegangen. Heinrich war nie ein echter Freund, sondern hat ihn nur ausgenutzt, damit er Teil der Gruppe wird, das hat auch Lukas jetzt begriffen. *Am Ende weiß man immer alles besser.*

Zur Autorin:

*Elena Wetzel (*2006) lebt in Wutha-Farnroda. Sie besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, im Karnevalsverein zu tanzen, zu lesen, zu zeichnen und sich mit Freunden zu treffen. Sie schreibt seit sie 12 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Montreux“ und „Was zur Hölle läuft hier???“.*

Berlin im Regenbogen

von Basma Jantscher

Er betrachtet sich in der Reflektion der dreckigen Glasscheibe. Sein Aussehen ist merkwürdig verzerrt. Vorsichtig betastet er die kleine Schürfwunde unter seinem rechten Auge. Ein Ruck geht durch seinen Körper, als die Straßenbahn anhält. „Das hier ist die Endstation unserer Fahrt – Alexanderplatz. Bitte

alle Fahrgäste aussteigen“, dröhnt die Durchsage blechern aus den Lautsprechern. Der altbekannte Trubel entsteht, während sich alle Leute gleichzeitig aus der S-Bahn quetschen wollen. Mit Ach und Krach schafft Felix es noch zur Tür. Er schaut ein letztes Mal zurück zu seinem Platz und erkennt erneut sein verschwommenes Ebenbild im Fenster der Bahn. Hastig springt er aus dem Transportmittel heraus. Sofort nimmt ihn die Hektik und die Aufregung Berlins ein. Menschen hasten von der einen Seite des Alex' zur nächsten, entweder mit einem Handy am Ohr, Kopfhörern oder einer vollen Einkaufstüte – oder allem zusammen. Auch Felix kramt seine alten Beats heraus und zieht sie sich schnell über seinen widerspenstigen Wuschelkopf. Auf Knopfdruck ertönt sanfte Klaviermusik. Seine Finger bewegen sich rhythmisch in der Luft und spielen die passenden Tastenkombinationen auf einem unsichtbaren Piano. Der Himmel erstrahlt in einem kalten Blau, was perfekt mit den sinkenden Herbsttemperaturen harmoniert. Berlins Einwohner lassen sich jedoch von sowas nicht einschüchtern.

Felix' Weg führt ihn fort vom Zentrum der Hauptstadt und hin zu den kleinen Gässchen und Straßen voller Tante-Emma-Läden und Dönerbuden, die ebenso Teil dieser Metropole sind. Ein kalter Wind trifft sein Gesicht und lässt ihn die alte Jeansjacke noch ein bisschen enger um sich ziehen. Er ist auf dem Weg zu seinem besten Freund, „um etwa Wichtiges mit ihm zu besprechen“, wie er angekündigt hat. Ehrlich gesagt hat Felix ein wenig Schiss, wie Tommi wohl auf das reagieren wird, was er ihm beichten möchte. Schon seit Tagen überlegt er, wie er es am besten in kleinen Häppchen verpackt, sodass sein Freund nicht völlig aus den Socken gehauen wird. Doch jedes Mal, wenn er meint, die richtigen Worte und Formulie-

rungen gefunden zu haben, spricht erneut irgendetwas dagegen und er muss seinen Plan verwerfen. Und hier steht er nun, ahnungslos, wie er sich vor seinem besten Freund als schwul outen soll.

Schwul. Auch ein so unschönes Wort für einen so schönen Zustand. So springen die Gedanken in seinem Kopf hin und her, während er seinen Weg fortsetzt. Das, was er am meisten an Berlin liebt, ist die Anonymität der Stadt. Er kennt niemanden der Menschen, denen er begegnet. Sie drängen sich allesamt an ihm und den grauen, tristen Gebäuden am Bürgersteig vorbei. Alle scheinen in ihrer eigenen winzigen Blase versunken zu sein und ihn gar nicht wahrzunehmen. Das war schon immer eines seiner Talente. Sich unsichtbar zu machen. Es stört ihn einfach, im Mittelpunkt zu stehen, wenn alle Augenpaare sich auf ihn richten und er etwas sagen soll. Meistens kommt nur etwas furchtbar Peinliches dabei heraus und er muss sich mit einem verkrampften Grinsen aus der Affäre ziehen. Vorsichtig hebt Felix den Blick und schaut sich in seiner Umgebung um. Er ist im Volkspark Friedrichshain angekommen. Das heißt, es sind noch zehn Minuten, bis er da ist. Der Kies des Weges knirscht unter seinen weißen Sneakern und er hastet weiter. Die Bäume rauschen im Wind und bilden so ein malerisches Ambiente zu den künstlerischen Klängen, die aus seinen Kopfhörern ertönen. Er hat das Gefühl, die alten, knarrenden Eichen würden sich vor ihm verneigen, so tief hängen ihre knorrigen Äste. Als er gerade an einer Bank vorbeihuscht, erspäht er im Augenwinkel etwas, was seinen Atem stocken lässt. Ein Paar ineinander verschränkter Hände. Er verlangsamt seine Schritte und blickt hoch in zwei faltige Männergesichter. Ihre Haut sieht aus wie durchscheinendes Pergamentpapier, auf dem sich jede bläuli-

che Ader abzeichnet. Genauso umspannt sie auch ihre Hände, die sie fest aneinander binden. Die beiden Herren haben ein freundliches Lächeln aufgesetzt und betrachten ihn aus winzigen Knopfaugen aufmerksam. Sie scheinen auf eine Reaktion von ihm zu warten. Doch Felix ist so gefesselt von diesem Anblick, dass er erstmal keinen Ton herausbringt. So dumm es auch klingen mag, gerade wenn man bedenkt, dass er in Berlin – der Stadt, die förmlich für Diversität steht – wohnt, aber er hat noch nie ein schwules Pärchen gesehen. Also live und in Farbe. Natürlich besitzt auch er ein Handy und einen WLAN-Zugang und kann so die Weiten des Internets durchforsten, aber von Nahem ist er jetzt doch überraschter als erwartet.

Jedes Jahr findet in Berlin eine Pride-Parade statt, die für die Rechte der queeren Community kämpft, doch er hat sich immer ein wenig davor gedrückt, in Berührung damit zu kommen. Ohne Glitzer und Strasssteinchen hat er häufig das Gefühl, nicht „schwul genug“ zu sein, um an so einer Zeremonie teilnehmen zu dürfen. Er passt einfach nicht in das Bild, was sich dort von Homosexualität ergibt. Doch jetzt hier, in diesem Moment, entsteht ein Kontakt mit der Welt, zu der auch er gehört, allerdings hätte er diesen nicht für möglich gehalten. Es wirkt so surreal wie eine Verbindung zu einem fremden Universum. Das liegt vermutlich auch daran, dass er sich so lange nicht eingestehen konnte, welches Geschlecht ihn wirklich anzog. Er versuchte, sich lange in eine Welt einzuordnen, in die er nicht wirklich hineinpasste, bloß um besser vor der Gesellschaft dazustehen. Als Felix schließlich der Wahrheit ins Auge blickte, begriff er, dass die gesellschaftstauglichere Welt nicht immer auch die beste und richtige für ihn sein musste. Zudem sollten verschiedene Sexualitäten von

der Allgemeinheit auch gar nicht als unterschiedliche Welten betrachtet werden, sondern sich viel eher wie Puzzleteile zu einer einzigen Welt zusammenfügen – nämlich der, in der wir alle zusammen leben.

„Junger Mann, möchten Sie irgendwas? Wir helfen Ihnen gerne weiter“, holt ihn die heisere Stimme von einem der beiden Männer in die Gegenwart zurück. Er muss sie wohl die ganze Zeit recht unverhohlen und ohne Blinzeln angestarrt haben. „Entschuldigen Sie bitte, ich wollte Sie nicht stören oder so.. Ich geh auch schon wieder. Schönen Tag noch“, nuschelt er in seinen imaginären Bart und ist gerade schon wieder auf dem Sprung, als der andere ältere Herr sich zu Wort meldet. „Ihnen brennt doch etwas auf der Seele, junger Mann. Setzen Sie sich kurz zu uns und wir bequatschen das ganz in Ruhe.“ Kleinlaut und etwas rot um die Nase tritt Felix zu ihrer Bank und setzt sich hin. Er kommt sich ein bisschen vor, als wäre er wieder zehn statt siebzehn Jahre alt und müsste zum Gespräch beim Rektor, weil er wieder irgendwelchen Mist verzapft hat. Er möchte nichts falsch machen. Dafür wirken diese beiden Menschen einfach viel zu nett und großzügig. Es ist nur noch das Rascheln der Blätter zu hören, die langsam in unterschiedlichen Braun-, Gelb- und Rotschattierungen zu Boden sinken. Dabei drehen sie Kreise und Felix schießt plötzlich der Gedanke durch den Kopf, dass seine Gedankengänge häufig genauso aussehen müssen – wie eine endlose Spirale. Die Stille zwischen den drei Männern ist nicht unangenehm, zieht sich jedoch immer mehr in die Länge, da zwei von ihnen nur darauf warten, dass der dritte im Bunde endlich die im Raum schwebende Frage ausspricht. Zögernd hebt Felix den Blick und richtet seine braunen Augen verunsichert auf seine Gesprächspartner.

„Ich wollte eigentlich bloß fragen, wie Sie es geschafft haben, sich zu outen. Ich bin nämlich selber gerade auf dem Weg zu meinem besten Freund, um ihm zu erzählen, dass ich schwul bin, aber irgendwie habe ich noch nicht ganz die richtigen Worte gefunden.“ Plötzlich ist es raus und er kommt sich noch bescheuerter vor als ohnehin schon. Opa eins und zwei sehen sich auch erstmal etwas verwirrt an, bevor sie ein Lächeln austauschen und sich wieder ihm zuwenden. „Hör mal zu, Junge ...“, beginnt der Erste in einer typischen Erzählerstimme, „als wir in Deinem Alter waren und uns kennenlernten, war es noch gar nicht legal, eine homosexuelle Liebschaft auszuleben. Wir wurden von der Gesellschaft ausgegrenzt. Wir beide haben dann auch irgendwann begriffen, was das, was wir füreinander empfinden, ist, und verstanden, dass wir vorsichtig damit sein müssen.. Bis wir überhaupt unseren Familien irgendetwas von unserer Sexualität verrieten, mussten erst noch ein paar Jahre verstreichen. Und selbst dann waren sie noch nicht sonderlich begeistert. Aber die Zeiten ändern sich und jetzt stehst Du vor uns.“ Der Mann schüttelt ungläubig den Kopf und sieht ihn weiterhin mit diesem gutmütigen Blick an. „Wenn der Junge, dem Du dieses Geständnis machen möchtest, ein anständiger Kerl ist und ihr euch gegenseitig respektiert, dann sollte das alles kein Problem sein. Auch, wenn Du noch keine einstudierte Rede hast. Das fügt sich schon noch alles, mach Dir da mal keine Gedanken. Das Wichtigste ist doch, dass Du es mit einer Person teilst, die Dir wichtig ist und am Herzen liegt.“ Der Zweite nickt zustimmend. Felix fühlt sich so erleichtert, als wäre eine tiefgreifende Schwere von seinem Herzen abgehoben und in den kalten Himmel entfliegen. Ein zufriedenes Lächeln zupft an seinen Mundwinkeln und strahlt seinen zwei Helfern entgegen. „Sie haben mir ge-

rade so sehr geholfen. Vielen Dank. Ich werde mir das, was Sie gesagt haben, zu Herzen nehmen. Nochmal danke“, sagt er und springt mit einem Satz von der windschiefen Holzbank auf. Die beiden Männer scheinen seine Freude zu teilen. Enthusiastisch recken sie beide gedrückten Daumen in die Höhe. „Du schaffst das.“ Er grinst sie noch ein letztes Mal an, bevor er sich umdreht und sich seinem Treffen mit Tommi stellt.

Leicht außer Atem bleibt Felix vor der schlichten, grauen Wohnungstür stehen. Er hat auf dem letzten Stück in den vierten Stock zwei Stufen auf einmal genommen. Langsam sammelt er sich und atmet noch einmal tief durch, bevor er den Klingelknopf betätigt. Der schrille Ton scheint durch das gesamte Treppenhaus zu hallen. Die Aufregung sammelt sich in seinem Magen und verknotet sich zu einem riesigen Knäuel, was einfach nicht verschwinden will. Plötzlich wird die Tür aufgerissen und er starrt in Tommis blaue Augen. Kurz verharrt Felix in seiner unnatürlichen Schockstarre, bevor er die Hand zum typischen Handschlag ausstreckt. Sein Freund schlägt leicht irritiert ein, während er ihn eingehend mustert.

„Hey“, meint Felix immer noch keuchend. „Hey. Alles klar bei dir? Du wirkst etwas außer Atem.. Naja, komm erstmal rein“, grüßt Tommi zurück und öffnet die Tür ein Stück weiter, sodass sein Besucher eintreten kann. Sie machen sich auf den Weg in Tommis Zimmer, in dem sie schon endlose Nächte und Stunden gemeinsam mit Zocken, Quatschen oder irgendwelchem Blödsinn verbracht haben. Diese großzügige Vierzimmerwohnung mit ihren vergilbten Tapeten, der offenen Wohnküche und zahlreichen Bildern von Tommis Familie ist quasi Felix' zweites Zuhause in Berlin. Er wüsste nicht, was er ohne diesen Zufluchtsort machen würde. So viele Erinnerungen ste-

cken hier in den Wänden. Im Vorbeigehen grüßt er Tommis Vater, der sich in der Küche über irgendwelche ausgebreiteten Dokumente beugt. Dann schließt sich endlich die Zimmertür hinter den zweien und sie sind allein und ungestört. Sie schauen sich einen Moment in die Augen, dann springen beide gleichzeitig nach vorne, um sich den heiligen Platz auf dem Bett zu sichern. Doch Tommi ist einen Hauch schneller als Felix. Grummelnd macht Letzterer es sich auf der Bettkante bequem. Beide grinsen in sich hinein, werden dann aber wieder ernst, als ihnen der Grund für Felix' Erscheinen einfällt.

„Also ... Was genau wolltest Du mit mir besprechen?“, tastet Tommi sich langsam vor. „Es schien ja sehr wichtig zu sein.“ Felix nickt, doch bleibt weiterhin stumm. Ein leichtes Zittern der Aufregung überfällt ihn, doch dann ruft er sich wieder ins Gedächtnis, dass das bloß Tommi ist. Sein bester Freund. Er würde ihn niemals wegen irgendetwas verspotten. Er kann ihm vertrauen. „Ähm ... also ... Es ist nicht leicht für mich, Dir das jetzt zu sagen. Ich bin nicht gut darin, für sowas die richtigen Worte zu finden. Aber ich dachte mir, wenn es jemand zuerst erfahren sollte, dann ja wohl du. Wir kennen uns seit Jahren und ich muss mir bei Dir keine Sorgen vor Deiner Reaktion machen. Außerdem –“

„Felix“, unterbricht ihn Tommi. „Beruhig Dich und jetzt spuck's endlich aus. Ich beiße nicht und deswegen musst Du auch nicht um den heißen Brei herumreden. Erzähl einfach das, was wichtig ist.“ Aufmunternd lächelt er ihm zu. Sein Freund atmet noch einmal tief durch, bevor er ein zweites Mal ansetzt: „Okay. Also es ist so, dass ... ich auf Männer stehe. Ich bin schwul.“ Abwartend starrt er Tommi an, tastet jeden Winkel seines Gesichts nach einer Regung ab. Schon absurd, dass diese große Neuigkeit nun wie eine vom Regen schwere

Gewitterwolke zwischen ihnen in der Luft hängt. Felix hat das Gefühl, als würde sie sich gegen seine Brust drängen und den Raum zum Atmen nehmen. Nun pocht auch sein Herz immer schneller. Ihm kommt es so vor, als würden Minuten vergehen, bis Tommi die Information verdaut hat und antwortet, dabei waren es wahrscheinlich nur ein paar Sekunden.

„Wirklich jetzt, Felix? Das war’s? Das war die wichtige Nachricht, die Du mir mitteilen wolltest?“ „Äh ... Ja?“ Felix zuckt entschuldigend mit den Schultern. Tommi schüttelt bloß grinsend den Kopf. „Aber warum machst Du Dir denn da über meine Reaktion Sorgen? Du bist doch immer noch derselbe wie vorher. Unabhängig davon, ob Du jetzt homo- oder heterosexuell bist.“ Erleichterung macht sich in Felix breit. Eine angenehme Wärme strömt durch seinen Körper. Doch ein letzter Zweifel klammert sich immer noch an ihn.

„Also ist es wirklich kein Problem?“, hakt der Jüngere nochmal sicherheitshalber nach. „Nein, Du Idiot. Es ist mir vollkommen rille, ob Du jetzt Frauen oder Männer abschleppst. Solange Du weiterhin mit mir ‘n Bierchen trinken gehst, ist mir alles recht“, versichert ihm Tommi mit einem süffisanten Grinsen auf den Lippen. Doch es soll nicht lange dort bleiben. Felix holt nämlich zu einem freundschaftlichen Boxer gegen Tommis Schulter aus, was in einer fünfminütigen Kabbelelei ausufert. Als sie sich endlich voneinander trennen, blitzt noch immer der jungenhafte Schalk in ihren Augen. „Bock, noch ein Bier trinken zu gehen?“, fragt Tommi außer Puste. „Ja, aber du zahlst. Ich musste schon letztes Mal Dein Besäufnis finanzieren“, brummt Felix. Bevor Tommi ihm erneut eine überbraten kann, hüpfet Felix aus dem Bett und schnappt sich seine verwaschene Jeansjacke auf dem Weg zur Wohnungstür. Prompt folgt ihm sein bester Freund, jedoch nicht ohne

seinem Vater noch ein schnelles „Wir gehen nochmal kurz zur Kneipe um die Ecke“ zuzurufen. „Viel Spaß. Aber bleibt nicht zu lange weg“, kommt die Antwort aus der Küche. „Machen wir!“, antwortet sein Sohn und schon sind die beiden aus der Tür hinaus. Sie können sich das Lachen kaum verkneifen, weil sie genau wissen, dass das eben eine Lüge war. Gemeinsam rennen sie die Treppe hinunter und Felix schießt noch ein letzter Gedanke durch den Kopf, bevor er gleich alle Ideen in seinem Hirn mit Alkohol ertränken wird: „Vielleicht ist ein Coming-Out ja nicht immer etwas Weltbewegendes, sondern genauso normal wie ein Trinkgelage mit dem besten Freund an einem Samstagabend.“

Zur Autorin:

*Basma Jantscher (*2004) lebt in Eisenach. Sie besucht das Elisabeth-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, zu lesen, zu tanzen, zu schwimmen, ihr Bullet Journal zu gestalten und ihre Freunde zu treffen. Sie schreibt, seit sie zur Grundschule geht und dort mithilfe von kreativen Aufgaben das Verfassen von Geschichten für sich entdeckt hat. Bisher entstanden bereits Geschichten zu einem Role Playing Game und zu einer Fan Fiction. Im Rahmen des Schreibworkshops entstand folgende Geschichte: „Berlin im Regenbogen“.*

Die Ölpest – Die fast wahre Geschichte vom Ölmann

von Noel Jil Riede und Johanna Berndt

Es war einmal, vor ewigen Zeiten, ein Mann. Dieser hieß Doktor Immanuel Kai Rödiger. Er war ein sehr kleiner Mann mit

einem länglichen Gesicht. Auf seinem Kopf waren graue Haare, die so wirr waren, dass er aussah, als trüge er ein Vogelnest auf dem Kopf. Er lebte für die Chemie und deshalb trug er immer einen Laborkittel, eine Schutzbrille, Handschuhe und in der Hand hielt er ständig ein Reagenzglas oder einen Erlenmeierkolben. Zu dem Laborkittel trug er immer eine schwarze Anzugshose und eine schwarze Krawatte.

Jeden Tag sah er aus, als hätte er dasselbe an und die Leute ekelten sich vor ihm, dabei zog er jeden Tag etwas anderes an. Er hatte halt nur eine Outfitart. Auch trug er immer, seit seine Frau verstorben war, ein irres Grinsen zur Schau. In seinem langen Gesicht mit der Schutzbrille und den wirren Haaren sah es besonders krankhaft aus. Er war so böse und sein mikroskopisch kleines Herz war so rabenschwarz, dass nicht ein winzig kleiner Funke Freundlichkeit in ihm war. Und dieser kleine, böse Mann stand in seinem Chemielabor. In diesem war es sehr unordentlich, da er selbst auch ein sehr unordentlicher Mensch war. Überall lagen Werkzeuge und chemisches Zeug herum. Sogar ein Operationstisch stand hier. An seinem Fußende stand ein Tisch, auf dem ein Buch mit der Aufschrift „Formeln für Wissenschaftler“ lag. Es gab noch einen zweiten Tisch. Auf diesem standen viele Reagenzgläser, in denen verschiedene Substanzen blubberten und brodelten. An einer langen Wand stand ein breites, niedriges Regal. In diesem lagen diverse Bücher, Fotoalben, Urkunden und Pokale. Die Pokale und Urkunden stammten aus einer Zeit, in der er noch nicht so verrückt war wie heute und an vielen Wettbewerben teilgenommen hatte.

Über diesem Regal hingen zwei Bilder. Auf dem einem war ein Mädchen zu sehen, mit schulterlangen, leichtgelockten, schwarzen Haaren. Sie hatte grüne Augen und sah sehr

fröhlich aus. Dieses Mädchen hieß Olivia und war Immanuelns Tochter. Auf dem Bild war sie etwa 10 Jahre alt, aber jetzt ist sie schon 12. Auf dem anderen Bild war das Ende eines seiner Experimente zu sehen. Er hatte bei einem Wettkampf namens „Die Welt der Chemie“ teilgenommen und dieses sollte erklären, wie Vulkane funktionieren. Einer der Journalisten hatte zufällig gerade ein Foto gemacht, als das Experiment vollendet war. Der künstliche Vulkan explodierte und im Wettkampfsaal flogen Funken umher.

Neben dem breiten, niedrigen Regal stand ein schmalerer, hoher Schrank. In dem Schrank standen Reagenzgläser, Erlenmeierkolben, Bunsenbrenner und sonst so'n Zeug. Und mitten in diesem Chaos stand Doktor Immanuel Kai Rödiger und erfand das Öl.

Als sein Erzfeind Igor Dolor den Preis des besten Chemikers bekam, konnte Immanuel seine Wut nicht mehr zurückhalten. Er hatte so lange für diesen Preis geschuftet und nun wurde seine Arbeit nicht einmal gewürdigt. Plötzlich hielt der Typ mit seiner widerlichen Stimme auch noch eine Rede im Fernsehen. In der er alle Leute erwähnte, die ihm bei seinem langen Weg an die Spitze geholfen hatten: „Zum Schluss möchte ich mich auch noch bei einem guten Freund, der mich schon seit meinen Kindheitstagen begleitet, bedanken: Immanuel Kai Rödiger ...“ „Doktor!“, brüllte Immanuel. „Doktor Immanuel Kai Rödiger!“ Weil er so wütend war, schmiss er alle Reagenzgläser, in denen seine jahrelange Arbeit steckte, auf den Boden. Diesen Krach hörte man durch die ganze Nachbarschaft. Aber da alle wussten, dass bei seinen Versuchen oft etwas schief ging, reagierte keiner. Als der Doktor sich wieder etwas beruhigt hatte, sah er das

große Chaos, das er angestellt hatte. Überall lagen Glassplitter herum. Die ganzen Flüssigkeiten und Gase hatten sich zu einem „Etwas“ vermischt. Eine schwarze, dickflüssige, zähe Masse glänzte auf dem Boden. Er kniete sich hin und nahm mit einem noch heilen Reagenzglas eine Probe. Diese untersuchte er. „Eindeutig eine brennbare Flüssigkeit!“

„Mit meiner neuen Erfindung wird Igor Dolor für das bezahlen, was er mir angetan hat!“ In der Nacht bei den Strahlen des Mondes schlich er um die Häuser von Greenlake City. Die Laternen flackerten, wenn er vorbei ging. Sogar sie spürten seine Börsartigkeit. Als er vor dem Haus des vermeintlich besten Chemikers Igor Dolor angekommen war, schmierte er seine Zufalls-Erfindung an die Front des Hauses. Dann holte er Streichhölzer hervor, und zündete dieses an. Plötzlich brannte nicht nur das Streichholz, sondern auch die ganze Fassade. Der Feuermelder sprang an, ebenso die Alarmanlage Igors. „Ahhh... Petunia!“, brüllte Igor. „Meine armen Petunien!“ ‚Wie armselig‘, dachte Immanuel. ‚Seine Blümchen will er retten, anstatt seines ach so kostbaren Werkes!‘, und ging in sein geliebtes Labor zurück. Dort plante er seine nächste Untat.

Doch zuvor überlegte er, wie er seine Erfindung nennen sollte. „Vielleicht nenne ich es das Universum oder einfach Karma?“ In dem Moment platzte seine Tochter rein. „Daddy? Was gibt’s heute zum Abendbrot?“ „Och Ol...ivia, ja das ist es. Ich habe es!“ Nun krickelte er zwei Buchstaben auf ein Blatt Papier ‚ÖL‘. „Dad? Ist alles okay?“ „Natürlich. Was war deine Frage? Ach ja. Heute gibt es Fisch. Ich habe ihn extra beim Fischer bestellt. Das wird ein Gaumenschmaus!“ „Och nicht schon wieder! Von mir aus sollen seine Fische verre-

cken!“ „Olivia, die sind doch schon tot!“ In dem Moment ertönte die Klingel. „Das muss der Fischer sein!“, sagte Immanuel.

Er hatte Recht. Doch nicht nur ein Fischer, sondern auch eine leere Fischbox stand vor der Tür. Der Fischer starrte auf seinen kleinen Notizblock, in dem alle Lieferadressen mit Namen der Bewohner notiert waren. „Sie müssen Herr ... Herr ... Herr Doktor Rödiger sein“, sagte er mit einem Zittern in der Stimme. „Oh ja ... das bin ich!“, sagte er zufrieden, dass ihn endlich mal jemand mit Doktor ansprach. „Sie haben eine Lieferung für mich? Das müssen bestimmt die guten Fische vom Reiner sein.“ „Oh ja ..., da gibt es nur ein kleines Problem!“, druckste Reiner, der Fischer, herum. „Naja, es war kein einziger Fisch mehr im Hafen! Und na ja, somit hatte auch kein Fisch angebissen. Alle Fische haben sich zu einem Korallenriff zurückgezogen. Und das ist mitten im Meer, wo ich mit meiner einfachen Ausrüstung nicht hinkomme. Ich wollte mich lieber bei allen persönlich entschuldigen!“ „Das gibt’s doch nicht!“, schrie Immanuel wütend. „Doch, bei Reiner!“, warf Olivia ein. Immanuel blickte seine Tochter mit einem genervten Blick an. Sie wusste, jetzt war mal wieder der Moment gekommen, in dem sie in ihr Zimmer rannte und den Rest des Tages nicht rauskommen sollte. Also verschwand sie urplötzlich in ihrem Zimmer. Immanuel knallte dem Fischer die Tür vor der Nase zu und verschwand in seinem Labor.

Kurze Zeit später hielt er zwei Reagenzgläser in den Händen. „Diese blöden Fische ...“, murmelte er vor sich hin. „Heute ist ein besonderer Tag, zu dem ein besonderes Essen gehört!“ Er hatte einen Plan gefasst, wie er die Fische in den Hafen treiben könnte.

„DAS ÖL ... kann mir behilflich sein! Aber es ist zu wenig. Ich sollte die Flüssigkeit nochmal genauer unter dem Mikroskop betrachten!“ Gesagt, getan. Nach einigen Stunden hatte er alle Zutaten rausgefiltert. „Und nun nur noch mehr davon herstellen!“ Als er genügend von der Masse hatte, schüttete er alles in mehrere Kanister. Diese wiederum lud er in seinen Hubschrauber auf dem Dach. Als die Dämmerung hereinbrach, startete er den Hubschrauber und flog los. „Dann woll’n wa ma!“ Er öffnete die Tür des Hubschraubers und startete auf das Korallenriff. „Wärt ihr im Hafen geblieben, dann hätte es nicht dazu kommen müssen!“ Er öffnete den ersten Kanister und kippte das Öl ins tiefe Meer. Es blubberte aus dem Kanister raus. Als es in das Meer eintauchte, flohen sichtbar fast alle Fischschwärme, die dort lebten, vor dem schwarzen, undurchdringlichen Öl. Nicht alle Meerestiere schafften es, dem Öl zu entkommen. Und die, die das Öl berührten, starben an einem qualvollen Tod.

Immanuel bekam von den Qualen der Tiere jedoch nichts mit und schüttete immer mehr Öl ins Meer, bis er kein Öl mehr hatte. Nach getaner Arbeit flog er wieder nach Hause, ohne ein Stück Reue in seinem Herzen. Aber wie gesagt, er hatte eigentlich kein Herz. Mit einem Lächeln betrat er sein Haus. „Endlich, mein Werk ist vollbracht! Jetzt muss ich nur noch warten bis die Fische im Hafen sind. Dann gibt’s endlich wieder Fisch zum Abendbrot.“ Er ging ins Wohnzimmer, setzte sich in den großen, alten Sessel und tat so, als ob nie etwas passiert wäre.

Der Doktor schaltete den Nachrichtensender ein. Erst kamen für ihn langweilige Themen. Naturschutz, Frauenrechte und sogar irgendwas über Flüchtlingspolitik. Es dauerte eine Weile, bis endlich etwas Interessantes kam. Er sah das Werk

eines echten Chemikers. Sein Werk. Immanuel lachte sein irres, fast schon verstörendes Lachen. „Endlich haben die das bekommen, was sie verdienen!“

„Dad, wie konntest du nur?“, schrie ihn seine Tochter ins Ohr. Immanuel sprang fast an die Decke, so sehr erschreckte er sich. „Olivia! Was machst du denn hier? Du solltest doch längst im Bett sein! Und was willst du mit der Bratpfanne?“ „Ich dachte, du wärst ein Einbrecher. Aber das ist jetzt nicht wichtig! Was hast du getan?!“ „Ehm, wie kommst du denn darauf, dass ich das getan habe?“ „Du hast es gerade eben gesagt! Ich glaube es einfach nicht! Warum bist du bloß so schrecklich? ... Es reicht mir! Ich ziehe zu Tante Jenna! Tschau Kakao!“, mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer und ließ Doktor Immanuel Kai Rödiger zurück.

Nach einigen vergangenen Wochen ging Immanuel, dem der Dokortitel entzogen wurde, wie schon fast jeden Tag zum Steg am Hafen, um zu angeln. Doch heute war etwas anders. Als Immanuel seine Angel auswarf, biss ein riesiger Fisch an und zog ihn in die Tiefe des Meeres. Somit wurde der Ölmann nie wieder gesehen. Karma lässt grüßen!

Das ganze Öl hatte sich im Meer und an den Stränden Greenlake Citys verteilt. Aber nicht nur dort hatte die schreckliche Ölpest, wie sie genannt wurde, ihr Unwesen getrieben. Auch in der Nähe des Atlantiks waren die Städte und Dörfer betroffen. Besonders die Pinguine, die da zu Hause waren. Um den armen Tieren zu helfen, hatten Olivia und ihre Tante die glorreiche Idee, Pullover für sie zu stricken, um das Öl von ihren Federn fernzuhalten. Sie starteten einen Aufruf, den Tieren Schutz zu bieten. Gemeinsam strickten die Leute, die in der Nähe des Atlantiks wohnten, Pinguinpullover. Er wurde aus vierfädiger Wolle und 3,5 Millimeter Stricknadeln

hergestellt. So wurden Pinguine gerettet, doch nicht alle Tiere konnten den Folgen entkommen.

Zu den Autorinnen:

*Noel Jil Riede (*2006) lebt in Eisenach. Sie besucht das Ernst-Abbe-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, Klavier zu spielen, bei den Pfadfindern mitzumachen, zu malen und zu zeichnen. Sie schreibt seit sie 10 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Baum“ und „Die Ölpest – die fast wahre Geschichte vom Ölmann“.*

*Johanna Berndt (*2005) lebt in Eisenach. Sie besucht das Ernst-Abbe-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, bei den Pfadfindern mitzumachen, zu lesen und Geschichten zu schreiben. Sie schreibt seit sie 10 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Baum“ und „Die Ölpest – die fast wahre Geschichte vom Ölmann“.*

Safkiel

von Paul Koch

Es war ein Morgen wie jeder. Michel, ein großer, schlanker Junge mit blonden Haaren, setzte sich an den Rand des stählernen Bettes. Noch halb im Schlaf sah er seinen schwarzen Wecker an, welchen er auf einem kleinen Nachtschränkchen neben seinem Bett platziert hatte. Kraftlos drückte er auf den großen Knopf an der Oberseite des Weckers und stand auf. Langsam wurde er endlich wach und bewegte sich ins Bade-

zimmer, was nur einen Meter von seinem Raum entfernt war. Michel betrachtete sich im Spiegel und sah in seine verschlafenen Augen. Anziehen, Zähne putzen, ein ganz normaler Morgen eben. Eine viertel Stunde später zog er sich die Jacke an und verließ die Wohnung im Obergeschoss.

Der Morgenverkehr fuhr über die Hauptstraße, in deren Nähe er wohnte. Er war auf dem Weg zu seinen „Freunden“, um mit ihnen zur Schule zu gehen. Einmal über die Straße und 100 Meter laufen, da standen sie schon. Sie begrüßten sich mit einem Handschlag. „Was ging bei euch das Wochenende?“, fragte Michel. „Wir waren auf ‘ner Demo, nix Besonderes.“ „Ah, cool“, was Besseres fiel ihm nicht ein, was er darüber sagen konnte. Vor allem, weil er selbst sowas nicht erlebt hatte, deswegen war er froh, dass sie nicht nachfragten.

Kurz vor der Schule sahen sie einen Ausländer. „Blöder Kanacke!“, rief einer. Michel machte mit: „Geh dahin, wo du herkommst!“ Warum er das tat? Er wusste es nicht. Aber schließlich machten es die anderen auch, also was sollte schlimm daran sein? Der Ausländer wollte aus der Situation fliehen, doch sie gingen hinterher. Michel fühlte sich in dieser Situation gar nicht wohl und suchte nach einem Ausweg: „Lasst uns doch erst mal zur Schule gehen.“ Die Jungs schauten ihn verwundert an: „Warum denn?“ „Na er hat doch jetzt nichts getan. Außerdem möchte ich nicht schon wieder zu spät kommen.“ Sie zuckten mit den Schultern und ließen den Flüchtling in Ruhe.

In der Schule fühlte sich Michel schlecht für das, was er gesagt hatte. Er dachte bis zum Ende der Schule darüber nach, warum er das gesagt hatte. Er verließ die Schule ohne seine Freunde und wartete darauf, dass der Ausländer wie-

der vorbeikommen würde. Er hoffte es. Und tatsächlich kam er, scheinbar führt sein Schulweg hier lang. „He du“, sagte Michel. Der Flüchtling blickte Michel erschrocken an: „Was willst du denn wieder von mir?“ „Ich wollte mich dafür entschuldigen, was ich gesagt hatte.“ „Danke schön“, sagte der Einwanderer ungläubig darüber, dass Michel sich gerade wirklich entschuldigt hatte. „Warum macht man sowas? Ich habe euch nichts getan!“, fuhr er fort. „Du hast Recht, ich weiß nicht, warum wir sowas machen. Noch weniger weiß ich, warum ich es tue ... Wie heißt du?“ „Safkiel“, sagte er ohne Gegenfrage. „Tut mir leid, Safkiel. Hab noch einen schönen Tag.“ „Danke.“ Safkiel ging. Michel entschloss sich auch dazu, heimzugehen.

Auf dem Heimweg sah er seine Jungs, wie sie den nächsten Migrant erniedrigten. Er entschloss sich dazu, nichts zu tun, und ging weiter, bevor sie ihn noch entdeckten. Zu Hause ging er in das gemeinsame Zimmer von sich und seinem Bruder Max. „Welcher Floh ist dir denn über die Leber gelaufen?“, fragte Max scherzhaft. „Nichts, alles gut“, erwiderte Michel und legte sich traurig in sein Bett. „Na komm, sag, was los ist.“ „Ich hatte heute Morgen einen Ausländer beleidigt. Ich habe ihn zwar eben getroffen und mich bei ihm entschuldigt, aber so wirklich geholfen hat es nicht.“ „Und warum genau machst du das?“, fragte Max. Michel stockte: „Na ich bin doch immer mit meinen „Freunden“ unterwegs und die haben doch was gegen Ausländer ...“ „Und wegen denen machst du das? Halt dich besser von ihnen fern.“ „Aber ohne sie habe ich keine Freunde, also werde ich wohl noch eine Weile mit ihnen abhängen.“ „Ich finde es jedenfalls nicht gut, dass du so viel mit diesen Rechten machst.“ „Rechte, sagst du?“ „Ja, Rechte. Was dachtest du denn, was die sind. Diese

Verbrecher!“ Michel erschrak. Gehörte er etwa auch zu diesen Rechtsextremen? Der Gedanke ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Michel verbrachte den Tag mit Nachdenken und er fragte sich, wie er überhaupt da hineingeraten war. Eigentlich kannte er die Antwort, denn sein Kumpel Jonas war den „Blutigen Wölfen“ beigetreten und überredete Michel mitzukommen. Und an sich fand er die Jungs auch echt nett, wenn da halt nicht dieser Ausländerhass wäre. Aber dennoch war er froh, mit ihnen abhängen zu können. Doch zu welchem Preis? Er kam da nicht mehr raus. Der Mut fehlte ihm. Also ging er wie gewohnt am nächsten Morgen wieder zu seinen Jungs. „Wo warst du denn gestern? Wir hatten so 'nem blöden Kanacken mal richtig gezeigt, wo's lang geht.“ Sie lachten. „Tut mir leid, ich hatte zu tun“, sagte Michel. „Passt schon. Na kommt, lasst uns gehen.“ Sie gingen wie gewohnt zur Schule. Safkiel lief an diesem Morgen nicht mehr dort lang und Michel war froh darüber. Vor der Schule trennten sie sich und Michel ging mit Jonas zusammen in seine Klasse.

Jonas war der stärkste der Truppe. Ein großer blonder Kerl, mit ordentlich Oberarmmuskeln und einem einschüchternen Blick. Ohne ihn sahen die Jungs schon ziemlich schwach aus. Jonas und Michel unterhielten sich auf dem Weg zum Klassenraum. Jonas meinte: „Was hältst du eigentlich von den ‚Blutigen Wölfen‘?“ „Weiß nicht, ganz ok schätze ich.“ „So überzeugt hörst du dich aber nicht an. Wenn du nicht willst, dann komm halt nicht!“ „Nein nein, ich würde gern mitkommen.“ „Na gut, wenn du das sagst“, sagte Jonas und zuckte mit den Schultern. Michel verurteilte sich selbst, weil er nicht mutig genug war, um die Wahrheit zu sagen. „Sag mal, warum machst du das eigentlich, Jonas?“ Jonas sah ihn ver-

wirrt an: „Warum ich das tue? Na, weil die Ausländer nicht hierhergehören.“ „Aber warum denn? Sie tun dir doch gar nichts.“ „Darum geht es nicht, sie nehmen uns Jobs weg, bekommen eine Menge Kohle und so weiter!“ „Bist du neidisch auf die Ausländer?“ „Ich bin nicht neidisch!“ „Na gut, wenn du meinst. Sag mal, hast du nach der Schule Zeit?“ „Ja denke schon, warum denn?“ „Wirst du schon sehen.“

Nach der Schule gingen die beiden dahin, wo sie Safkiel das letzte Mal gesehen hatten. Nachmittags schien er ja noch hier lang zu kommen. Sie setzten sich auf eine Bank. Safkiel lief tatsächlich wieder hier lang. „Schau dir diesen Kanacken an, wie er da langläuft“, sagte Jonas und verdrehte die Augen. „Er geht genauso nach Hause, wie wir es auch tun, siehst du das denn nicht?“ „Wie, so wie wir? Wie er schon glotzt.“ „Er macht nichts anders als wir. Das du das nicht erkennen kannst! Er hat sich doch auch nicht ausgesucht, hier zu leben, sondern er musste flüchten! Muss er denn dafür verprügelt werden, dass er hier lebt oder gibt es dafür tatsächlich Gründe?“ „Na wenn ich jetzt so darüber nachdenke, wüsste ich nicht, was sie mir getan hätten.“ „Na also! Sag ich doch. Erinnerst du dich an den Zweiten Weltkrieg?“ „Ja natürlich, wieso denn?“ „Damals wurden die Juden und andere auch einfach denunziert, angeschrien und sogar getötet, ohne, dass sie etwas getan hatten. Deine rechtsextremen Freunde machen genau das!“ Wenn man vom Teufel spricht.

In diesem Moment kam ihre Clique um die Ecke. „He Jungs, kommt mit, wir haben da einen entdeckt. Dem geben wir jetzt ordentlich eine mit!“ Michel wurde es zu viel: „Nein! Wir kommen nicht mit! Ihr seid doch krank! Lasst die doch einfach ihr Leben leben!“ „Was ist denn mit dir los? Willst du Stress?!“, sagte einer und ging auf Michel zu. Blitzartig stellte

sich Jonas vor ihn: „Es reicht, geht! Wir wollen nichts mehr mit euch zu tun haben!“ Die Wölfe wichen zurück, denn sie hatten Angst vor ihm, denn sie wussten, dass er viel stärker war als sie. Also gingen sie lieber schnell, bevor es brenzlig wurde. Jonas und Michel schauten sich eine Weile schweigend an: „Danke Jonas.“ „Nein, ich danke dir, dass du mir die Augen geöffnet hast.“

Zum Autor:

*Paul Koch (*2005) lebt in Eisenach. Er besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In seiner Freizeit mag er, Motorcross zu fahren und zu angeln. Er schreibt seit er 11 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Hoffnung“, „Verdammt“, „Nicht wert“ und „Safkiel“.*

Ein Charakter aus Gold

von Ronja Krenz

Seufzend und noch ein bisschen außer Atem vom Treppensteigen, sah ich mich in dem Raum um. Ich lehnte meine Krücke an die Wand und fuhr mir mit der Hand durch meine dunkelblonden, lockigen Haare. Hier sollte ich also ab jetzt wohnen? Ich stand in einem kleinen Zimmer direkt unter dem Dach. Es war sehr gemütlich, was durch den Charme der kleinen runden Fenster an jeder Stirnseite noch verstärkt wurde. „Noah?“, rief meine Mutter von unten. Ich schnappte mir meine Krücke, welche immer noch an der Wand lehnte und versuchte, die Treppe herunterzugehen, ohne runterzufallen. Das ging wahrscheinlich schneller, tat vermutlich aber auch wesentlich mehr weh. Ich hoffte, dass ich mich noch daran

gewöhnen würde, diese Treppe mit Krücken hoch und runter zu humpeln.

Wir waren hierhergezogen, weil sich das Krankenhaus in dieser Stadt damit rühmt, besonders gut bei MS helfen zu können. Dabei ist MS bis jetzt nicht mal heilbar. Ich habe MS bekommen, als ich 10 Jahre alt war. Es ist eine chronische Entzündung des Nervensystems, das heißt, dass meine Nervenstrukturen zum Teil zerstört sind. MS kann unterschiedliche Symptome nach sich ziehen, manche verlieren ihr Sehvermögen oder bekommen Lähmungen in manchen Körperteilen, so wie ich. Ich habe ein steifes Bein und kann nur mit Krücken laufen, aber ich bin sehr froh, dass ich noch sehen kann.

Drei Stunden später stand ich wieder in meinem Zimmer und kramte in einem der vielen Umzugskartons, die sich mittlerweile hier stapelten. Das Möbelunternehmen, was meine Eltern buchten, hatte schon meine Möbel aufgebaut und ich hörte sie jetzt unten herumwerkeln. Unsere Wohnung ist in einem Mehrfamilienhaus, welches zum Glück aber einen großen Garten hat. Sie besteht aus zwei Etagen, welche durch eine Wendeltreppe verbunden sind. Die zweite Etage ist mein Zimmer. Es hat noch einen kleinen Vorraum, damit ich auch eine Tür habe, die ich zumachen kann. Wie gerne würde ich mein Zimmer mit einem Freund einrichten können, doch ich habe keine Freunde. Mich finden alle komisch und haben Angst, sich bei mir anzustecken, dabei ist MS keine Infektionskrankheit. Ich hoffe sehr, dass die Leute in meiner neuen Klasse etwas aufgeschlossener sind. Wieder seufzte ich und stellte ein paar Bücher in mein Regal.

Am nächsten Morgen achtete ich besonders auf meine Klammottenwahl. Auch wenn es viele Leute nicht glauben wollen, kann ich trotz meiner Krankheit alles anziehen und muss

nicht darauf Rücksicht nehmen, mein Bein noch mehr zu beschädigen. Eigentlich sieht man mir, abgesehen von meinen Krücken, nicht mal an, dass ich MS habe. Schlussendlich entschied ich mich für eine meiner geliebten Skinny Jeans und einen weißen Sweater mit einem „Walls“-Print. Ich versuchte noch, meine Haare halbwegs ordentlich zu stylen, was aber wie jeden Tag ein hoffnungsloses Unterfangen war, da meine Haare sehr lockig und verwuschelt sind.

„Und das ist Noah. Er ist euer neuer Mitschüler. Noah hat MS, eine Krankheit, durch die er ein steifes Bein hat, deshalb braucht er auch die Krücken. Ich hoffe und erwarte von euch, dass ihr ihn trotzdem gut in das Klassenleben einbezieht und ihn unterstützt!“ Ich schaute zum Boden, höchstwahrscheinlich mit einem Gesicht wie eine überreife Tomate und wünschte mir nichts sehnlicher, als an einem anderen Ort zu sein. Ich hasse es, wenn man meine Krankheit zur Sprache bringt. Die Leute denken dann immer, ich würde nichts auf die Reihe bekommen und sie haben dann Mitleid mit mir, was ich erst recht nicht leiden kann. „Neben Félicité ist noch ein Platz frei.“ Meine Lehrerin, die sich mir als Frau Deakin vorgestellt hatte, deutete auf einen Platz neben einem Mädchen mit wuscheligen, braunen Haaren und stechend grünen Augen. Als ich mir meinen Weg zwischen den Tischen zu dem Mädchen bahnte, spürte ich die Blicke der anderen auf mir. Ihre mitleidigen Blicke. Ihre kritischen Blicke. Ich seufzte innerlich und ließ mich neben das Mädchen auf den Stuhl fallen. Sie schien, als ob sie mich nicht wahrnehmen würde. Ich wandte meinen Blick wieder Frau Deakin zu, welche mittlerweile ihren Unterricht machte und über Sinus- und Cosinus-Winkel redete.

In der Pause spürte ich die Blicke einer kleinen Gruppe auf mir. Sie bestand aus zwei Mädchen und drei Jungen. Den ei-

nen Jungen hatte ich noch nie gesehen, aber die anderen vier gingen in meine Klasse. Da mich bis jetzt noch niemand angesprochen hatte, beschloss ich einfach zu ihnen rüberzugehen. „Hey, ich bin Noah“, stellte ich mich nochmal vor. Der Junge, den ich nicht kannte, wollte mir gerade antworten, als er von dem anderen unterbrochen wurde, dessen Namen ich als Simon in Erinnerung hatte. „Das wissen wir. Verpiss dich, du Krüppel.“

Geschockt zuckte ich zurück. Ich hatte schon Ablehnung erlebt, sehr viel sogar. Die Leute hatten Angst, sich anzustrecken, als uncool rüberzukommen, wenn sie mit mir redeten oder fanden mich einfach nur abnormal. Aber noch nie hatte jemand so mit mir gesprochen. Mit so viel Abscheu und ja vielleicht sogar Hass in der Stimme. Der Junge, den Simon unterbrochen hatte, starrte ihn einfach nur an, doch die anderen lachten. Ich trabte davon und fragte mich mal wieder, was ich solchen Leuten getan hatte, dass sie mich so behandelten. Ich wurde schon immer ausgeschlossen und hatte nie richtig Freunde.

Ich ließ mich auf meinen Platz neben dem Mädchen fallen und seufzte mal wieder. Ich seufzte oft in letzter Zeit. Das Mädchen schaute mich fragend an. „Was ist denn los?“ Ich war so erstaunt, dass sie mich ansprach, dass ich sie nur anstarren konnte. Ihre Stimme klang sanft und sie sprach leise, als wollte sie nicht, dass jemand mitbekam, dass sie sprach. „Du musst mich nicht so anstarren, als ob ich drei Köpfe hätte. Ich kann sprechen.“ „Ähh ... I-Ich ... Alles bestens“, brachte ich schließlich hervor. Sie zog nur die Augenbrauen hoch und meinte: „Nimm dir nicht so zu Herzen, was Simon und die anderen von sich geben. Die sind Arschlöcher, die sich cool fühlen, wenn sie andere heruntermachen.“

Ich musste die restliche Stunde an das denken, was das Mädchen gesagt hatte. Sie wiederum hatte wieder angefangen, alles und jeden zu ignorieren, einschließlich mir. Sie starrte wieder teilnahmelos aus dem Fenster. Als ich gerade aus unserem Gebäude herauskam und auf das große Tor zu steuerte, welches der einzige Eingang zu unserem Schulgelände war, hörte ich hinter mir eine Stimme, die meinen Namen rief. Es war meine Sitznachbarin. Ich sollte mir echt mal ihren Namen merken. „Ähh Hallo ...“ „Fizzy. Nenn mich einfach Fizzy.“ Sie streckte mir ihre Hand hin. „Hallo Fizzy.“ Ich ergriff ihre Hand. „Ich bin Noah.“ „Freut mich, Noah.“ Das erste Mal machte sich ein echtes Lächeln auf ihrem Gesicht breit. „Bis morgen!“ Sie ließ meine Hand los, drehte sich um und ging. Mehr oder weniger verwirrt von diesem Auftauchen, machte ich mich auf den Weg nach Hause.

Ich bekam wie jeden Tag hasserfüllte Blicke von Simon und den anderen zugeworfen, als ich die Klasse betrat. „Hallo!“ Ich ließ mich wieder auf meinen Platz neben Fizzy fallen. „Hey?“, kam es von ihr eher fragend und sie lächelte mich unsicher an. „Hey, alles gut? So schüchtern warst du doch gestern nicht.“ Sie sah mich mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck an. „Ja, aber normalerweise meiden mich die Leute lieber. Ich bin ihnen zu durchgeknallt und verrückt. Damit können sie nicht umgehen.“ Ich starrte sie an. Sie und verrückt? Durchgeknallt, sie? Mir kam sie normal vor.

Sie hatte bemerkt, dass ich ihr das nicht wirklich abkaufte und schaute mir kurz in die Augen, nur um dann schnell wieder aus dem Fenster zu blicken. „Ich habe keine Freunde, weil mich alle für durchgeknallt halten. Ich war mal schizophren. Ich hatte eine zweite Persönlichkeit. Nachdem ich mal während eines sehr starken Gewitters draußen auf dem Schulge-

lände getanzt hatte, hielten mich alle für übergeschnappt.“ Ich fing lauthals an zu lachen und sie sah mich erstaunt an.

„Normalerweise finden es die Leute nicht zum Schreien komisch, wenn ich erzähle, dass ich mal schizophren war. Selbst wenn ich als geheilt gelte.“ Wieder sah sie mich verstört an. „Die Vorstellung, wie du im Regen tanzt, ist einfach zu lustig. Aber mal ehrlich: als ob mich das stören würde, was andere über dich sagen. Schätzt du mich wirklich so ein? Denkst du nicht auch, dass ich genauestens weiß, wie es sich anfühlt, wenn jeder über dich redet?“, gluckste ich noch immer und sie sah mich mit einem erleichterten Lächeln auf den Lippen an. „Soll ich dir heute Nachmittag die Stadt zeigen? Die kennst du wahrscheinlich noch nicht so gut.“ Ich nickte zustimmend und sie begann wieder, aus dem Fenster zu starren. Hinter mir begann Simon zu tuscheln, wahrscheinlich über uns.

Fizzy führte mich in der Pause auch erstmal auf unserem Schulgelände herum, was Simon und seinen Anhängern, von welchen ich mittlerweile wusste, dass sie Leni, Mia, Konstantin und Oliver hießen, ordentlich Redebedarf bot. Aber das war mir herzlich egal. Unser Schulgelände bestand aus zwei Schulgebäuden und einer Turnhalle. In dem ersten Gebäude, waren die 5.- bis 8.-Klässler und in dem zweiten die 9.- bis 12.-Klässler. Wir waren also im zweiten Gebäude. Das ganze Gelände war eingezäunt und der einzige Ein- und Ausgang war ein riesiges Steintor. Am Ende des einen Schulhofes befand sich ein großer Schulgarten. Nach der Pause gingen wir gemeinsam Richtung Turnhalle, da wir Sport hatten. Auch damit fingen wir uns komische Blicke ein, aber dieses Mal von der ganzen Klasse und nicht nur von Simon, Leni, Mia und Oliver. Konstantin war in der Parallelklasse. Unser Sportlehrer bat uns in die Halle und ich ging mit den Jungen in die

Umkleide. Ich muss mich nicht umziehen, da ich keinen Sport mitmachen kann, aber ich wollte meinen Rucksack abstellen.

Nach dem Unterricht musste ich helfen, die Bälle zurück ins Netz zu räumen, dann ging ich schnell in die Umkleide, um meinen Rucksack zu holen. Ich sah, dass nur noch Simon und Oliver da waren und beeilte mich, da ich nicht scharf auf eine Begegnung mit ihnen war. Als ich wieder aus der Umkleide raus wollte, wurde ich jedoch von ihnen zurückgehalten. „Hey, nicht so schnell du Opfer.“ Oliver hielt mich am Arm fest, so dass ich strauchelte, da meine Krücke wegrutschte. Ich wollte mich losreißen, aber er war stärker. Nun trat auch Simon in meinen Weg und zog meine Krücken weg, so dass ich nur noch auf einem Bein stand. „Was wollt ihr von mir? Was habe ich euch getan?“ Meine Stimme klang mutiger, als ich mich eigentlich fühlte. Sie waren mir schließlich zwei zu eins überlegen. „Du existierst. Reicht das nicht?“ Ich schaute Simon geschockt an, während Oliver gemein lachte und meinen Arm noch fester zudrückte. „Du bist einfach so hässlich. Ein kleiner Krüppel, genau wie deine kleine, verrückte Freundin. Die ist auch nicht mehr ganz dicht.“

Hämisch lachend, stieß mich Oliver an und ich fiel durch meinen unsicheren Stand um. Nach Luft schnappend, lag ich auf dem Rücken und schwarze Flecken zogen vor meinen Augen entlang. Simon beugte sich ebenfalls lachend über mich und boxte mir dann mit seiner Faust in die Magengegend, wodurch ich schmerzerfüllt aufstöhnte. Neben mir hörte ich ein Knacken und wandte meinen Kopf in Richtung des Geräusches. Mit aufgerissenen Augen beobachtete ich, wie Oliver den oberen Teil meiner rechten Krücke von dem Stab zu lösen versuchte. „Hör auf damit“, krächzte ich, bevor mich ein weiterer Schlag in den Magen von Simon lähmte. Ich ver-

suchte aufzustehen, um mich zu wehren, aber selbst wenn mich Simon nicht wieder hingeschubst hätte, wäre ich durch mein Bein nicht weit gekommen. Ich hielt mir meinen Bauch und hatte das Gefühl, mich gleich übergeben zu müssen.

Mit vor Hass tiefender Stimme spuckte mir Simon entgegen: „Du Missgeburt. Mit deiner Krankheit kannst du dich ganz leicht rausreden, oder? Aber das ändert nichts daran, dass du ein Krüppel bist.“ Mir traten Tränen in die Augen, welche nur teilweise von den Schlägen in den Bauch kamen. Ich war noch nie wirklich willkommen gewesen, aber so hatte noch nie jemand mit mir geredet. Ich schloss meine Augen, damit die beiden nicht auch noch meine Tränen sehen konnten. Doch darauf hatte Simon wahrscheinlich nur gewartet, denn keine zwei Sekunden spürte ich einen stechenden Schmerz auf meiner Lippe und ich schmeckte den metallischen Geschmack von Blut in meinem Mund. Simon hatte mich blutig geschlagen! Ich öffnete meine Augen und sah nur noch, wie die Tür hinter den beiden zuknallte. Ich ließ meinen Kopf auf den Boden der Umkleide fallen und ließ meinen Tränen endlich freien Lauf. Ich hatte wirklich gehofft, in der Klasse besser anzukommen als in meiner letzten. „Noah?“, die besorgte Stimme von Fizzy riss mich aus meinen Gedanken. Ich versuchte, meine Tränen wegzuwischen, als ich ihre grünen Augen auch schon über mir aufblinken sah. „Was ist denn mit dir passiert?“

Immer noch etwas geschockt, lehnte ich mich an einen Baum. Fizzy saß neben mir. Sie hatte mir aufgeholfen und mir ein Taschentuch gegeben, damit ich meine Blutung stoppen konnte. Dann waren wir zusammen zum Park gelaufen, na ja, ich war eher gehumpelt. Nur gut, dass der Park so nah an der Schule lag. Wir schwänzten zwar unsere letzte Stunde, aber das war mir in dem Moment herzlich egal, Fizzy augen-

scheinlich auch. „Kannst du mir sagen, was genau denn jetzt passiert ist?“ Ich fing mir wieder einen von ihren besorgten Seitenblicken ein. Ich atmete einmal tief durch und erzählte Fizzy, was passiert war. Als ich fertig war, schaute sie so wütend, dass ich unwillkürlich etwas zurückwich.

„Diese Arschlöcher! Was denken die sich nur dabei, einen Menschen so zu behandeln. Es ist doch völlig egal, wie man aussieht oder welcher Religion man angehört, welche Krankheiten, welche Hautfarbe, welches Geschlecht oder welche Sexualität man hat. Das ist doch völlig egal. Wir sind doch alle Menschen, oder? Und jedes Leben ist gleich viel wert! Ich verstehe nicht, wie man so dumm und hirnlos sein kann und Menschen nur nach ihrem Äußeren beurteilt.“ Sie schloss ihren Redeschwall, um Luft zu holen und setzte dann erneut an: „Lass dich von denen nicht unterkriegen. Du bist stark. Vielleicht nicht körperlich so stark wie die. Aber Stärke muss ja auch nicht immer körperlich sein. Mentale Stärke ist auch eine Stärke. Und du bist wundervoll, so wie du bist.“

Höchstwahrscheinlich rot wie eine Tomate starrte ich auf die Liegewiese des Badesees vor uns. So etwas Nettes hatte ich noch nicht wirklich oft von jemandem zu hören bekommen. Einen Moment herrschte komplette Stille zwischen uns, dann wandte ich meinen Kopf in Fizzys Richtung. Ein schüchternes „Danke“ verließ meinen Mund. Sie lächelte mich herzlich an. „Immer wieder gerne!“

Am nächsten Morgen betrat ich wieder gut gelaunt, aber trotzdem etwas ängstlich unseren Klassenraum. Fizzy und ich hatten uns gestern noch lange im Park unterhalten, dabei erfuhr ich einiges über sie. Wir sprachen auch darüber, wie ich mich nun gegenüber Simon und Oliver verhalten sollte. Ich wollte so etwas nie wieder erleben müssen und Fizzy stimmte

mir da vollkommen zu. Also war ich heute extra früher gekommen und besprach mit Fizzys Hilfe mit unserem Vertrauenslehrer die gestrige Situation. Dieser betrat auch gerade hinter uns das Klassenzimmer, um Simon und Oliver zu einem Gespräch abzuholen. Ich wollte ihnen nichts Böses, aber ich wollte auch nicht nochmal von ihnen verprügelt werden.

Letztendlich hatte Fizzy vollkommen Recht. Es war egal, wie man aussah, welcher Religion man angehörte, welche Krankheiten, welche Hautfarbe, welches Geschlecht oder welche Sexualität man hatte. Es zählte nur die Person, die man im Inneren war. Und ich war sehr froh, dass Fizzy mir das deutlich gemacht hatte. Selbstzweifel hatte ich immer noch ein paar, sie würden wohl auch nie weggehen, aber ich hatte durch das Gespräch gestern deutlich mehr Selbstvertrauen bekommen. Der Charakter ist am Schluss wirklich das einzige, was zählt. Und Fizzy hat einen aus Gold.

Zur Autorin:

*Ronja Krenz (*2006) lebt in Eisenach und besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, zu klettern, zu lesen, etwas mit Freunden zu unternehmen oder zu schreiben. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Ein Tag in meinem Leben“ und „Ein Charakter aus Gold“.*

Die Sache mit dem Alkohol

von Emily Zinkann

Hallo. Mein Name ist Ava. Ava Riggs, um genau zu sein. Ich bin 16 Jahre alt und gehe auf ein Gymnasium in Köln. An

meinem Namen merkt man, dass ich vielleicht nicht 100%ig deutsch bin. Und das stimmt auch. Meine Mama heißt Kate und kommt aus New York. Also bin ich eine halbe Amerikanerin. Um ehrlich zu sein, fühl ich mich nicht deutsch. Meine Mama und ich sind vor 2 Jahren nach Köln gezogen. Mein Papa lebt noch in Amerika, ist aber Deutscher. Ja, meine Eltern haben sich getrennt und ja, wir sind wegen Mamas neuem Freund nach Deutschland gezogen. Ich find das absolut uncool. Später werde ich auf jeden Fall zurück nach New York gehen. Na ja, in Deutschland hat Mama noch ein Baby bekommen. Von meinem Nicht-Vater. Jetzt hab ich also einen Bruder, der streng genommen nicht mal mein Bruder ist. Am Anfang bin ich immer zuhause geblieben und habe mich mit niemandem getroffen. Mit wem auch? Ich kannte ja keinen. Mit meiner Mama hab ich auch eine ganze Zeit lang nicht viel geredet. Irgendwann klopfte meine Mutter an der Tür meines neuen Zimmers und eröffnete mir feierlich, dass sie mich auf einem Gymnasium angemeldet hatte.

Als sie weg war, hab ich erstmal in mein Kissen geschrien. Bis jetzt hab ich wirklich gedacht, das wäre alles ein Ding von 2–4 Monaten und dann würden wir zurückkehren. Aber nein Mama musste ja mit diesem arroganten Arzt ein Kind bekommen. Was will sie denn überhaupt? Er ist doch sowieso nie daheim. Außerdem hilft er Mama nie und immer, wenn sie was will, kommt sie zu mir. Manchmal soll ich mich sogar um Alex, meinen Bruder, kümmern. Ich hab doch im Grunde genommen nichts mit ihm gemeinsam. Seit wir von Papa weg sind, bin ich viel lieber alleine. Komisch, aber ja, es ist leider so. Sie hat ja gut reden. Sie hat ja einen neuen Mann, aber meinen Papa kann halt niemand ersetzen. So geht es schon seit einer ganzen Weile und ich habe einfach keine Ahnung, was

ich machen kann, um Mama wieder zu überreden, nach New York zurückzukehren.

Mittlerweile ist etwas Zeit vergangen. Zwei Jahre um genau zu sein. Ich leide immer noch unter den gegebenen Umständen, aber niemand versteht das. In der Schule bin ich auch nicht die Beste, aber wenigstens hab ich so etwas wie eine Freundin. Sie heißt Camilla und ist logischerweise in meiner Klasse und auch 16 Jahre alt. Ihre Eltern sind ebenso getrennt. Ihr geht es damit aber besser als mir. Ihre Eltern hatten sich getrennt, als sie 3 Jahre alt war. Sozusagen kennt sie es gar nicht anders. Also zählt das nicht richtig. Mit Mama rede ich nur das Nötigste und wir streiten uns die meiste Zeit. Der blöde Arzt ist sowieso nie da, aber er stört trotzdem und mein Bruder nervt erst recht.

An einem Sonntagabend, meine Mama und ihr Freund waren auf einem Date, musste ich auf meinen Bruder aufpassen. Zu meinem Glück ist er gleich eingeschlafen und an dem Abend auch nicht wieder aufgewacht. Ich saß also auf dem Sofa und schaufelte einen Becher Eis in mich rein. Das ist mittlerweile normal geworden. Es ist Papas Lieblingseis und deswegen ess ich es. Jedes Mal, wenn ich es esse, schmeckt es nach Heimat. Nach New York und es erinnert mich an Papa. Irgendwann ging ich dann runter, weil ich Durst hatte und da sah ich es: meine Rettung für heute. Eine Flasche Wein. Ich hatte diesen Wein einmal in New York probiert und er war erstaunlich lecker. Ich nahm die Flasche also mit hoch in mein Zimmer. Eigentlich bin ich ja schon 16 und mit 16 darf man das ja, aber Mama muss ja auch nicht alles wissen. Ich setzte mich also in mein Zimmer und schaute weiter meine Serie und trank die Flasche aus. Ich weiß, das ist viel, aber es war im Moment einfach das Richtige und es tat mir gut. Als die beiden wieder

nach Hause kamen, waren bereits alle Spuren wieder beseitigt und ich lag brav im Bett und tat so, als würde ich schlafen.

Am nächsten Morgen wachte ich mit ein paar Kopfschmerzen auf. So heftig war es noch nie. Aber naja, das Ganze sollte ja auch einmalig bleiben. Ich ging runter und frühstückte gezwungenermaßen etwas und verzog mich dann wieder in mein Zimmer. Wenig später machte ich mich dann auf den Weg zur Schule. Auf dem Weg machte ich mir die ganze Zeit irgendwelche unnötigen Vorwürfe, von wegen, was wäre, wenn ich das nochmal machen würde und so. Ich beschloss, es niemandem zu erzählen. Auch nicht Camilla. Die darf vielleicht alles essen, aber nicht alles wissen. Wie gefangen saß ich in einer Doppelstunde Geschichte und es war so ultra langweilig. Ich mein, wen interessiert es denn, wann irgendein Denkmal erbaut wurde und was die Leute damit aussagen wollten? Richtig! Niemanden! Ich quälte mich also durch die Schule und ging am Nachmittag nach Hause. „Was ist denn los?“, riss mich eine Stimme aus meinen Gedanken. „Nichts“, erwiderte ich trocken. Es war klar, dass es Camilla war, die sich für mich interessierte. Sonst tat das im Moment nämlich niemand. Mehr redeten wir heute nicht mehr miteinander. Ich fand es nicht schlimm. Ich dachte die ganze Zeit an die leckere Flasche Wein von gestern. Vor mir klickte ich einen Stein den ganzen Weg bis nach Hause. Anderes passierte nicht, weil ich mit Nachdenken beschäftigt war. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, das Ganze heute zu wiederholen. Wäre ja nicht schlimm, würde ja sowieso niemand merken. Genauso, wie ich es mir gedacht hatte, gestaltete sich mein Abend. Ich saß auf dem Sofa oben bei mir, schaute Netflix, trank Alkohol und aß Schoki. Nur gut, dass ich die guten Gene von Mama geerbt habe. Daran würde sie also nicht merken, was ich zu mir nehme.

Mein Leben gestaltete sich immer weiter nach diesen Motiven. Alleine, mit Süßigkeiten, Netflix und mit Alkohol. Mittlerweile bekam ich davon auch keine Kopfschmerzen oder andere Nebenwirkungen mehr. Grundlegend war mir auch im Moment jeder egal. In der Schule wurde ich auch immer schlechter. Den Kontakt mit Camilla reduzierte ich ebenso. Aber die Frage ist doch, wen interessierte das denn außer mir? Niemanden! Meine ganze Familie hatte ja wichtigeres zu tun. Ich dachte viel an die Zeit in Amerika zurück und an Papa. Apropos Papa. Mit meinem Papa skype ich einmal die Woche. Das reichte dann aber auch wieder mit sozialen Kontakten für eine Woche. Das mit dem Alkohol machen Jugendliche in meinem Alter normalerweise ja nur, wenn sie auf Partys sind. Ich halt nicht. Das macht mich jetzt aber auch nicht unbedingt besser.

An einem Morgen machte ich mir mein Frühstück selber, weil Mama mal wieder zu beschäftigt war. Fand ich aber auch besser, weil ich dann wenigstens mal essen konnte, was ich wollte. In meine Flasche füllte ich mir ein bisschen Wein und packte sie dann in meine Schultasche. Die Weinflasche nahm ich mit, um meine Spuren zu vernichten und die Flasche zu entsorgen. Der Wein verbesserte meinen Schultag deutlich. Eigentlich hatte es auch niemand mitbekommen, bis zur zweiten großen Pause. Camilla hatte ihr Getränk bereits ausgetrunken und nahm sich einfach, ohne vorher zu fragen, meine Flasche, und trank einen Schluck. Zwei Sekunden später spuckte sie es jedoch wieder aus. „Was ist das? Hast du irgendwelche Störungen, dass du so etwas Ekelhaftes trinkst?“, fragte sie und ich wusste nicht so richtig, was ich entgegnen sollte und sagte einfach gar nichts. „Warte das schmeckt wie ... Es erinnert mich an etwas. Ava, warte, sag mal, hast du ...?“ Ich reagierte

so panisch. „Nein, sag mal, bist du jetzt völlig durchgedreht? Für wen hältst du mich?“ Ich nahm meine Flasche, sprang auf und ging. Nein, nicht zurück ins Klassenzimmer, sondern nach Hause. Zuhause angekommen, legte ich mich in mein Bett und trank weiter aus der Flasche. Beim Trinken dachte ich so über alles nach, was passiert war. Im Endeffekt lag ich da und weinte, weil ich Angst bekommen hatte. Vielleicht geht Camilla ja zu meiner Mutter und die petzt es dann ihrem blöden Möchtegern-Mann und dann bekomme ich eine Standpauke von beiden. Obwohl, Camilla kennt meine Mama nicht, aber was ist, wenn sie es meiner Lehrerin erzählt? Die hatte mit Mama letzters öfters Gespräche wegen mir geführt. Irgendwie stört mich Camilla gerade im Moment richtig. Sie ruiniert einfach gerade alles. Sie soll einfach gehen. Die geht mir eh auf die Nerven. Da kann sie sich auch wen anders suchen. Ganz verzweifelt schlief ich ein und wachte erst am nächsten Tag wieder auf. Es war um 9 Uhr, stellte ich mit einem Blick auf die Uhr fest. Also definitiv zu spät, um noch in die Schule zu gehen. Diese Feststellung traf ich in letzter Zeit häufiger. Mama meinte, dass ich einfach faul geworden bin. Aber wenn ihr wirklich was an mir liegen würde, würde sie was unternehmen, aber das macht sie ja nicht. Also schließe ich einfach mal daraus, dass ich sie nicht interessiere. Ich wohne hier eigentlich nur noch und bediene mich am Kühlschrank. Meine Mama redet in der Woche hochgerechnet höchstens eine Viertelstunde mit mir und ich muss keine Miete bezahlen. Passt eigentlich alles. So kann sich das Leben leben lassen.

Mittlerweile sind schon wieder 3 Monate vergangen. Meine Probleme haben sich zu einer Art Sucht entwickelt. Ich gehe nicht mehr zur Schule und Mama lässt mich gewähren, da sie merkt, dass ich unter irgendwas leide. Kümmern tut sie

sich aber trotzdem nicht. Camilla stand schon öfters vor meiner Haustür und klingelte, aber ich meinte immer zu Mama, dass sie bloß nicht aufmachen sollte. Zu meinem Glück hörte Mama auf mich. Den Kontakt zu meinem Papa hielt ich trotzdem weiterhin. Das war aber auch mein einziges Ereignis in der Woche. Sonst chillte ich mit meinem Alkohol und niemand merkte es. War mir aber auch egal. Also eigentlich war es besser so, denn so war ich ungestört. Ich weinte viel, aber auch das störte mich nicht.

Jetzt sind weitere 4 Monate vergangen und na ja, was soll ich sagen, letzte Woche war der Tag des Grauens. Ich hasse jetzt endgültig alles und jeden. Mit meinem Papa rede ich auch nicht mehr, obwohl der relativ wenig dafür kann. Um ehrlich zu sein, kann er nichts dafür, weil er ja nicht hier ist, sondern in Amerika. Anscheinend hat er auch eine neue Freundin. Das hat mir nochmal einen Stich in mein Herz versetzt, weil mir jetzt klar wurde: Ava, jetzt wird nichts mehr, wie es mal war. Na ja, ich war sowieso richtig fertig, weil das ja nicht die einzige schlechte Nachricht bleiben sollte für diesen Tag.

Egal, ich erzähle am besten mal von vorn. Also es war gegen 15 Uhr und Camilla klingelte mal wieder an unserer Tür. Mittlerweile ging es Mama auf die Nerven und sie machte auf, um ihr zu sagen, dass sie das Sturmklingeln bitte unterlassen solle, weil sie damit nerven würde. Ich hörte das Geschrei ganz genau und fühlte mich mit einem Mal so unwohl. Ich stopfte mir schnell Schokolade in den Mund und kippte sie mit Alkohol weg und fing dann endgültig an zu weinen. Camilla sagte Mama, dass Alkohol in meiner Flasche sei und dann erzählte Mama Camilla alles über mich. Wie ich drauf sei. Was ich essen würde. Also eigentlich sagte sie, dass ich nichts essen würde. Was ja auch stimmt, weil ich in ihrer An-

wesenheit nichts esse. In Wahrheit gehe ich dann hoch und stopfe mich mit Schokolade und Eis voll. Ach so, was Mama auch noch sagte war, dass ich abgenommen hätte und das stimmte sogar. Ich habe mein Gewicht um mindestens 10 Kilo reduziert. Wie auch immer das funktioniert, weil Schokolade und Alkohol doch sehr kalorienhaltig sind. Eigentlich hatte ich mir auch immer weite Sachen angezogen, damit sie es nicht merken konnte. Na ja, keine Ahnung wie das zustande kam. Im Moment war mir auch wirklich wieder alles egal. Ich wollte frei sein. Frei von allen Sorgen und Leiden, frei von meiner Sucht, frei von meinen Fehlern.

Irgendwann als Camilla weg war, kam Mama hoch zu mir. Sie sah verheult aus. Ich hatte Angst vor dem, was jetzt passieren würde. Meine Fingernägel krallte ich in meinen rechten Arm, sodass es an der Stelle rot wurde. Mama setzte sich an meine Bettkante und warf die Weinflasche, die ich nicht weggeräumt hatte, an die Wand und brach weinend zusammen.

Ich saß einfach nur da und konnte mich nicht regen. Ich konnte keine Emotionen zeigen. Ich weiß nicht, ob das in dem Moment das Beste war, nichts zu sagen, aber eins wusste ich, ohne es auszusprechen: Mama so zu sehen, zerbrach mir das Herz. Ich legte einen Arm auf ihren und streichelte sie leicht. Mama sah mich an und fragte: „Warum? Warum tust du so was? Geht es dir hier so schlecht? Was ist passiert? Warum pumpst du dich mit Alkohol voll und distanzierst dich immer mehr von mir? Was soll das?“ Mama hatte ganz schön viele Fragen. Auf einmal wusste ich gar nicht, welche ich ihr zuerst beantworten sollte. Ich überlegte. „Was soll das?“, fragte sie wieder. Dann brach es aus mir heraus: „Ich stehe immer an zweiter Stelle. Wenn du dich einmal um mich gekümmert hättest, dann wäre dir das aufgefallen. Aber nein, es geht ja

nur immer um die beiden anderen. Weißt du was? Mittlerweile stört es mich auch nicht mehr, weil es so zur Gewohnheit geworden ist. Ich hatte keine Ahnung, was ich machen sollte und das ist daraus geworden. Also ja, die Flasche, die du gerade durch mein Zimmer geworfen hast, war vor 2 Stunden noch voll. Weißt du was das bedeutet? Nein? Soll ich es dir sagen? Ich bin abhängig. Ob ich stolz drauf bin? Nein. Aber es hat ja niemanden interessiert. Also hatte ich einfach das gemacht, was mir gut tat.“ Mama sah mich an und brachte kein einziges Wort heraus. Der Tag war der schrecklichste Tag meines Lebens. Aber ich schlief am Abend ein. Ich hatte mir alles von der Seele geredet. Mama ist neben mir eingeschlafen. Es dauerte ein paar Tage bis ich wieder mehr Kontakt zu Mama hatte. Wir hatten uns ausgesprochen und danach stellte sie mich dann bei einem Psychiater vor. Ich wollte nicht und weinte wieder einige Male. Meine Probleme kannte ich zwar, trotzdem war es mir peinlich, vor anderen darüber zu reden und mir helfen zu lassen. Mama ließ nicht locker und das war auch gut so. Denn wer weiß, vielleicht wäre es noch schlimmer gekommen.

Mein Papa bekam davon nichts mit. Aber als er all das von Mama erfuhr, kam er nach Deutschland, um für mich da zu sein und mir zu helfen. Das war schön. Mein kleiner Bruder war jetzt auch nicht mehr so nervig. Meine Therapie bewältigte ich, obwohl ich da auch Momente hatte, in denen es mir schlecht ging. Aber es gab Menschen, die mir halfen. So wie meine beste Freundin Camilla.

Ja, das ist meine Geschichte und von diesem Zeitpunkt an veränderte sich mein ganzes Leben. Ich bin mittlerweile 19 und mir geht es gut. Meine Therapie hab ich abgeschlossen und ich trinke keinen Alkohol mehr. Davon hatte ich einfach

zu viel in dieser Zeit. Mein Leben hat sich danach komplett verändert. Mein Papa blieb in Deutschland und wohnt auch mit bei uns im Haus. Meine Mama ist wie meine beste Freundin für mich geworden. Camilla ist aber meine wirklich beste Freundin. Ihr verdanke ich mein komplettes Leben. Sie hat mir geholfen, in dem sie mir Hilfe organisierte. Das ist besonders wichtig und das macht mich besonders stolz auf sie.

Zur Autorin:

*Emily Zinkann (*2005) lebt in Eisenach. Sie besucht das Martin-Luther-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie, zu tanzen, zu reiten oder zu lesen. Sie schreibt seit sie 9 Jahre alt ist. Im Rahmen des Schreibworkshops entstanden folgende Geschichten: „Doch was ist passiert“ und „Die Sache mit dem Alkohol“.*

Viking

von Kira Müller

„Richte dich wieder auf, groß werden! Äußerer Zügel hängt wieder durch, Hände zusammen und tiefer! Lockere die rechte Hand und Treiben nicht vergessen!“ Ich tat mein Bestes, um die Anweisungen meiner Reitlehrerin umzusetzen. Während mein Tinkerwallach unter mir im schwungvollen Trab brav seine Runden drehte, versuchte ich mich auf meine Hände, meine Körperhaltung, die Lage meiner Beine an den Sattelblättern und mein Gleichgewicht zu konzentrieren. Viking wirbelte mit seinen Hufen den Sand der Reithalle auf. Draußen war es schon dunkel, seinen Nüstern entwichen Atemwölkchen. „Bein weiter nach hinten, versuche ruhiger

zu werden ... Hände wieder mehr zusammen!“ Im Leichttrab sortierte ich Hände und Beine, die immer wieder aus der gewünschten Position schnippten. „Durchparieren zum Schritt!“, kam die Anweisung. Ich machte mich schwer im Sattel, versuchte darauf zu achten, meine Beine nicht nach vorne zu drücken, während ich leicht am Zügel zupfte und Viking in seinen gemütlichen Schritt fiel. Mir schwirrte der Kopf.

„Das wird mit der Zeit alles!“, beruhigte mich meine Reitlehrerin, während Pferd und Reiter kurz durchschnauften. Ich lobte ihn und streichelte seinen schweißnassen Hals. Wenn es kalt wurde, verwandelte sich Vikings kurzes, geschecktes Fell in einen weichen Winterplüsch. Immer wenn ich ihn sah, musste ich dann unweigerlich an die Abbildung der pummeligen und keksliebenden Einhörner denken, welche durch das Netz kursieren. Diese Reiteinheiten erinnerten mich immer wieder daran, dass beim Reiten nicht „das Pferd alles macht“, wie viele Menschen behaupten, die noch nie auf einem Pferd gesessen haben. Ich verdrängte diesen Gedanken jedoch. Allein, wenn ich an solche Aussagen dachte, spürte ich Wut in mir aufsteigen. Wie konnte es sein, dass sich Menschen, die noch nie wirklich etwas mit Pferden zu tun hatten, das Recht nahmen, über so ein komplexes Thema zu urteilen? Reiten ist mehr, als sich von einem Pferd durch die Gegend tragen zu lassen. Gesunderhaltung und Gymnastizierung des Pferdes sind das A und O beim Reiten. Durch das Stellen und Biegen beim Reiten hat man die Möglichkeit, Muskeln, Sehnen und Bänder flexibel und geschmeidig zu halten, um Problemen im Bewegungsapparat vorzubeugen. Durch das Beibringen verschiedener Übungen kann man das Pferd mental fördern, was sich positiv auf dessen Gesundheit auswirkt. Das kann man

gut mit den Menschen vergleichen, denn eine sportlich aktive Person lebt gesünder. Natürlich ist da noch kein Meister vom Himmel gefallen, der Prozess des Reitenlernens dauert das ganze Leben lang, doch man muss sich nicht in der hohen Dressur oder im Springen über große Hindernisse beweisen, um zu erkennen, welche gute Einheit Pferd und Reiter bilden können. Wer einmal im gestreckten Galopp einen Weg entlang geprescht ist, der kennt dieses Gefühl unendlicher Freiheit, das Gefühl der Leichtigkeit, wenn es einem im Bauch kribbelt, als hätte man dort einen Sack mit Schmetterlingen ausgeleert. Ein unbeschreibliches Glücksmoment! Wie man mir anmerkt, spreche ich gern über dieses Thema, ich könnte darüber den ganzen Tag reden, was nicht so einfach ist, wenn die beste Freundin dieses Hobby nicht teilt. Trotzdem erträgt sie es, wenn ich in der Schule wieder mal dieses Thema anspreche, und wenn ich nicht über Pferde rede, dann packe ich eben Geschichten über meine anderen Tiere aus. Über Ole, die Fressmaschine unter meinen vier Kaninchen, Mathilde, das Kampfkaninchen, Theo, den Streichelmuffel, und Ida, eine quirlige, kleine Kaninchendame, die neben dem großen Ole wirkt wie ein Shetlandpony neben einem Shire Horse. Und dann wären da noch Paula und Lotta, meine Hunde, die zugegebenermaßen auch ihre ganz speziellen Besonderheiten haben, aber dazu später mehr. Wir schreiben das Jahr 2019. Ein wundervolles Jahr, ohne Corona, ohne Lockdown und ohne ekelhaft stinkendes Billigdesinfektionsmittel, das zwangsweise jedem am Schuleingang auf die Hände gesprüht wurde und wird. Wie gesagt, 2019 war wunderbar, zumindest, wenn man es mit 2020 vergleicht. Aber ich schweife ab.

Es war ein sonniger Oktobertag, als meine beste Freundin und ich den Nachhauseweg von der Schule antraten.

Der kühle Wind ließ uns frösteln, doch die warmen, goldenen Sonnenstrahlen taten alles, um die Kälte zu vertreiben. Während wir den Gehweg aus grauen rechteckigen Steinen entlangliefen und dabei den Pfützen auswichen, die sich in den Vertiefungen des Wegs gebildet hatten, sprach ich mit ihr über meine Tiere. Versteht mich nicht falsch, es ist nicht so, dass ich nonstop nur über meine Tiere und das Reiten erzähle, aber heute war mal wieder so ein Tag, an dem ich wie aus dem Nähkästchen darüber reden konnte. „Und dann hat er so geguckt nach dem Motto: Ich soll Möhre essen? Ernsthaft? Wollt ihr mich vergiften? Dabei hat er zwei Sekunden davor die Karotten förmlich inhaliert! Und ich nur so zu ihm: Viking! Das ist Möhre, nun stell dich nicht so an, oder bist du über Nacht zum Gourmet-Tinker mutiert? Er guckt die Möhre an und schnuppert daran, bis er sich entschließt, sie dann doch zu fressen. Dabei guckt er, als rechne er damit, dass er jeden Moment tot umfällt.“ Bei dem Gedanken an diesen Moment musste ich unweigerlich grinsen. Viking war manchmal schon speziell, doch dafür liebte ich ihn. Wie heißt es doch so schön? „Das sind keine Macken, das sind special effects.“ Meine Freundin warf mir nur einen amüsierten Blick zu. „Du und deine Tiere ...“, schnaubte sie belustigt, woraufhin ich nur mit den Schultern zuckte. Dann erzählte ich kurz von Ole, wie er mir immer das Möhrenstück aus der Hand rupfte und von seinem geschockten Blick, wenn ich ein Hautfältchen an seiner Seite zwischen zwei Finger nahm. „Oh nein, Ole, du hast ja eine Speckfalte!“, meinte ich dann immer, beruhigte ihn jedoch wieder mit der Aussage: „Mach dir da mal keinen Kopf, so eine habe ich auch.“

„Ich finde, der guckt immer gleich“, äußerte meine Freundin. Bei einem Besuch hatte ich ihr unsere bunt zusammen-

gewürfelte Kaninchenbande vorgestellt. Diese Aussage erinnerte mich daran, dass sie, anders als ich, nicht mit Tieren aufgewachsen war, vor allem nicht mit Kaninchen, die ich seit meiner Geburt kennen und lieben gelernt hatte. Meine erste Begegnung mit diesen kleinen Flauschekugeln hatte ich kurz nach meiner Geburt, als mir mein damals fünfjähriger Bruder ein Bild unserer damaligen Kaninchen direkt vor die Augen hielt. In meiner frühen Kindheit pflegte ich statt Kaninchen „Wäh-wäh“ zu sagen. Erkennt ihr die Ähnlichkeit zwischen diesen Wörtern? Nein? Ich auch nicht. Bis zum heutigen Tag frage ich mich, was mich wohl zu dieser kreativen Wortneuschöpfung gebracht hatte. Wir werden es wohl niemals erfahren. In dieser Zeit habe ich gelernt, die Mimik und Körpersprache meiner Tiere zu deuten und damit ihre Gefühlslagen zu erkennen. Dabei hat jedes meiner Tiere seine ganz eigene Art sich auszudrücken, was deren Charakter unterstreicht. Hat man jedoch keinerlei Kontakt mit Tieren, kann man diesen nicht erkennen. Was eigentlich schade ist, denn das Schönste daran, dass man die Fähigkeit besitzt, Tiere zu „verstehen“, ist, sich mit ihnen zu unterhalten und sich anhand ihrer Reaktionen eine mögliche Antwort auszudenken. Das kann manchmal sehr lustig sein, aber dazu später mehr.

„Wenn man nicht wüsste, dass du über Tiere redest, könnte man glatt denken, du sprichst von Menschen.“ Diese Aussage meiner Freundin hat sich bis zum heutigen Tage in mein Gedächtnis eingebrannt. Meiner Meinung nach wissen viele nicht, wie ähnlich sich Menschen und Tiere in ihrem Wesen sind. Allein die Tatsache, dass Tiere genauso einen ausgeprägten Charakter aufweisen wie Menschen, sollte doch ein Ansporn sein, sich mit diesen Geschöpfen gezielt auseinanderzusetzen. Wie

so eine Kommunikation mit Tieren aussehen kann, werde ich im nachfolgenden Text beschreiben. Doch dazu lasst uns einfach diesen Oktobertag Revue passieren. Also, nachdem ich vor der Haustür angekommen war, hörte ich drinnen schon das freudige Bellen meiner beiden Hunde. Paula, eine rüstige ältere Hütehündin, wird dabei stets lautstark von Lotta unterstützt. Letztere hat ein so tiefes Bellen, dass man denken könnte, dass dem wuscheligen Bearded bei der Geburt fälschlicherweise die Stimme eines Schäferhundes zugeteilt wurde. Ich öffnete die Tür und wurde sogleich stürmisch begrüßt. „Iiiih Lotti, neeiin!“, lachte ich, als die schwarze Flauschkugel mir gekonnt ein nasses Küsschen gab. Ich entledigte mich meiner Schuhe, der Jacke und des Rucksacks, ging ins Wohnzimmer und spielte mit ihr. Heute suchte ich mir ein orange-farbenes Elchkuscheltier aus, das Lotta mir voller Eifer wegnehmen wollte. Spielerisch knurrte sie mich an, als ich sie wie einen Fisch an der Angel mit dem Kuscheltier hin- und herzog. „Sie spricht wieder“, meinte meine Schwester amüsiert und blickte von ihrem Laptop auf. Ihre braunen langen Haare steckten in einem unordentlichen Dutt. Nun ja, Lotta sprach nicht wirklich, sie hatte vielmehr die Angewohnheit, durch das Knurren in verschiedenen Tonlagen den Anschein zu erwecken, als wollte sie mit uns sprechen, so auch jetzt. „Na, du böses Lottibärchen?“ Lotta hielt den Elch fest gepackt, als ich sie an dem Kuscheltier zu mir zog. „Was willst du uns denn sagen?“ Sie wedelte mit dem Schwanz, sah mich erwartungsvoll aus ihren braunen Augen an und „sprach“. „Oh nein, das geht ja gar nicht“, sagte ich mitfühlend, grinste aber dabei. An meine Schwester gewandt, fuhr ich fort. „Lotta meint, du hättest ihr heute auf dem Spaziergang nicht erlaubt, Häschen zu jagen.“ Meine Schwester schnaubte amüsiert. „Dafür hat sie

wie eine Wahnsinnige Stöckchen geholt“, murmelte sie nur. Lotta schaute mich aus ihren großen braunen Kulleraugen an, als wollte sie sagen: *Sie lügt! Glaub ihr kein Wort! Ich bin überhaupt nicht ausgetobt!*

Letzteres war sowieso so eine Sache, denn es grenzte an ein Wunder, wenn man es schaffte, Lottas Bewegungsdrang vollständig zu befriedigen. Sie gleicht einem nie ausgepowerten Energiebündel. „Lotta sagt, das stimmt gar nicht“, entgegnete ich grinsend und als ich Lotta erneut das Kuschtier wegnehmen wollte, kam Paula mit anklagendem Blick zu uns getipelt. Sie bellte kurz, holte sich ebenfalls ein Spielzeug und nun schauten mich die zwei mit erwartungsvollem Hundeblick an. „Wir brauchen wirklich einen Hundeanimateur“, seufzte ich nur. Nachdem ich beide Hunde unterhalten hatte, ging ich in die Küche und schaute kurz meinem Vater über den Rücken, der auf der Kochfläche Fleisch briet. In unserer Familie sind wir sehr darum bemüht, die Produkte zu kaufen, bei denen wir in puncto artgerechter Tierhaltung sicher gehen können. Alle in der Familie setzen dies gewissenhaft um, nur mein Vater nimmt sich diesen Vorsatz leider nicht immer zu Herzen. „Mhhh... Rindfleisch aus Stallhaltungsform 1“, las ich von der Packung ab und Wut erfüllte mich. „Interessiert es dich etwa nicht, dass die Tiere sich in dieser Haltungsform kaum bewegen können? Enge Ställe, haufenweise Antibiotika im Futter und wenn sie Glück haben, sehen sie in ihrem Leben mal 'nen Sonnenstrahl, bevor sie eingepfercht im Transporter die Fahrt in den Tod antreten.“ Mein Vater rollte nur mit den Augen. „Guten Appetit“, murmelte ich und schüttelte nur verständnislos den Kopf. Versteht mich nicht falsch, ich bin keine von diesen krassen Ökotanten, aber ist es zu viel verlangt, ein paar Cent mehr zu bezahlen, um dieser Qualzucht

ein Ende zu bereiten? Ich warf meinem Vater noch einen genervten Blick zu, bevor ich mir selber mein Mittagessen zubereitete. Später am Tag stand der Besuch bei Viking an, der meiner Schwester und mir gehört. Nachdem wir auf dem Parkplatz des idyllisch gelegenen kleinen Reiterhofes geparkt hatten, gingen wir zu der riesigen Koppel, auf der Viking zusammen mit zwei Quarter Horses stand. Viking ist in seinem Wesen eher zurückhaltend, wenn er auf fremde Menschen trifft. So war es bis vor kurzem lediglich meiner Schwester und mir vergönnt, ihn von der Koppel holen zu können. Bei den anderen beiden sah es da schon anders aus. „Nein, du bist das falsche Pony“, meinte ich, als mir der Herdenchef, ein brauner selbstbewusster, etwa fünfjähriger Wallach, entgegenkam, um mich auf dem Weg zu meinem Tinker auf Schritt und Tritt zu begleiten. Viking hob kauend den Kopf und blieb entspannt stehen, während er interessiert verfolgte, wie ich, die halbe Koppel überquerend, auf ihn zukam. Mit gespitzten Ohren ließ er sich dann gnädigerweise dazu herab, mir auf den letzten Metern zwei Schritte entgegen zu kommen. „Wow, danke“, meinte ich etwas außer Atem und wuschelte ihm durch den langen Schopf. Als ich ihm ein Leckerli gab, spürte ich hinter mir, wie eine Pferdenase fordernd meine Jacke durchsuchte. Ich warf einen Blick auf den braunen Wallach, der nun Viking den Kopf entgegenreckte. Die Ohren angelegt und die Nüstern etwas hochgezogen, schaute er ihn eifersüchtig an. Bevor dieser noch nach Viking schnappen konnte, vertrieb ich ihn, worauf er wenig begeistert von dannen zog, um den Platz für den Dritten im Bunde frei zu machen. Der große, gescheckte Wallach war ein aufdringlicher, dennoch lebenswürdiger Kerl, er stand in der Rangfolge ganz unten und trotz dessen, dass Viking ihm manchmal in den Hintern

zwickte, begrüßte er ihn stets mit einem freudigen, hellen Wiehern. „Nicht du auch noch.“ Ich versuchte seine Nase wegzuschieben, während ich Viking das Halfter überzog und darauf achtete, dass der Herdenchef a. k. a. „Stinkstiefel“ auf Abstand blieb, denn dieser schien es zu lieben, die anderen beiden vor sich her zu scheuchen. Als ich ihn von der Koppel geholt hatte, streichelte ich Viking erstmal ausgiebig. Geduldig ließ er meine stürmische Knuddelei über sich ergehen, doch als ich ihm einen Kuss auf die weiche Nase geben wollte, wich er mir schnell mit dem Kopf aus. „Ach, du, mein Tinkerlie“, lächelte ich nur. Viking atmete nur tief aus, was sich fast so wie ein Seufzen anhörte. „Ja, du hast ja recht, dann mal los.“ Heute stand Spaziergehen auf dem Programm, doch bevor wir auch nur zehn Meter zurückgelegt hatten, erfolgte bereits der erste Zwischenstopp an einem Hagebuttenstrauch. Viking fing an, sich die roten kleinen Beeren von dem Strauch zu zupfen, was zugegebenermaßen ganz lustig aussah, denn er machte mit seiner Oberlippe allerlei Verrenkungen, um den spitzen kleinen Dornen auszuweichen. Als meine Schwester ihm eine Hand voll gepflückter Hagebutten reichte, schnüffelte er jedoch nur skeptisch daran. „Ach ... Viking. Das kannst du essen“, meinte sie mit halb amüsiertem, halb enttäuschem Blick, als dieser die frischen Hagebutten als unzumutbar abstempelte und mit skeptischem Blick den Kopf abwandte. „Dann nicht.“ Sie zog verständnislos eine Augenbraue nach oben. Nachdem ich den Tinker dazu gebracht hatte, sich von dem Strauch zu lösen, ging es endlich los. Wir folgten den Schotterwegen, die eingebettet zwischen Ackerland, Rinderweiden und dem nahegelegenen Wald lagen. Die Sonne kämpfte sich hier und da durch die dicke Wolkenwand und ergoss ihr goldenes warmes Licht über die Landschaft, in der

sich Gräser und Äste in der frischen Brise bogen und welche die Blätter von den Bäumen wehte. Viking schnaubte ab, ein Zeichen dafür, dass er sich entspannte und wohl fühlte. Ich streichelte ihm über den plüschigen Hals und imitierte dieses Geräusch. Fragt mich nicht, warum, aber in der Hinsicht kann man mich wohl als verrücktes Pferdemädchen abstempeln. Doch das stört mich nicht unbedingt. Seit Anbeginn gelte ich in der Klasse als absoluter Tier- und Pferdemensch. Spätestens nachdem ich in einer großen Pause über den halben Schulhof gelaufen war, um eine Hummel zu retten, weiß auch der Letzte in meiner Klassenstufe, dass ich ein wahrer Tierfreund bin. Übrigens: Hummel heißt auf Englisch „bumblebee“. Diese Information passt zwar nicht unmittelbar zum Inhalt, aber ich finde, dieses Wort klingt einfach nur lustig. Wo war ich gerade? Ah ja, Thema Pferdemädchen. Ich finde es schade, dass der Klang dieses Begriffs bei vielen Klassenkameraden nur ein genervtes Augenrollen auslöst. Meine Liebe zu Pferden/Tieren ist nun mal ein fester Bestandteil meines Ichs, auch wenn ich verstehe, dass andere diese Leidenschaft nicht teilen. Ich finde es einfach schade, dass es Menschen gibt, die diese wunderschöne Verbindung, die zwischen Tier und Mensch gebildet werden kann, nie gespürt haben. Denn, lasst es mich so ausdrücken: Ihr verpasst etwas Großartiges, ihr verpasst die Chance, einen wunderbaren Freund fürs Leben zu gewinnen. Einen Freund, der euch bedingungslos liebt, immer für euch da ist und euch, egal was passiert, immer ehrlich in die Augen schauen kann. Ich könnte hier jetzt mit Sprüchen wie „Ein Tier bricht dir erst das Herz an dem Tag, an dem es für immer geht“ um mich „werfen“. Auch wenn diese eine Menge Wahrheit beinhalten, finde ich solche Sprüche zu kitschig, um damit diese besondere Ver-

bindung zu Tieren zu beschreiben. Diese Liebe, die Tiere uns entgegenbringen, ist bedingungslos und ehrlich, und hat man sich solch eine Liebe erst einmal erarbeitet, dann ist diese das schönste Gefühl auf der Welt. Ich wurde jäh aus meinen Gedanken gerissen, als Viking (berechtigterweise) entschied, dass das Grasbüschel am Wegesrand interessanter war als ich. Er merkte sofort, wenn man nicht 100%ig bei der Sache war und nutzte diese Momente schamlos aus. Ich seufzte und zog ihn weiter. Als wir auf einen Wiesenweg einbogen, der am Rand einer großen Grasfläche verlief, stupste Viking mich erwartungsvoll mit der Nase an. Ich musste unwillkürlich grinsen, als ich ihm den losen Strick um den Hals legte und losrannte. Es ist ein unbeschreiblicher Moment, wenn ein fast 500 Kilogramm schwerer Freigeist sich dazu entscheidet, mir freiwillig zu folgen. Mit wehender Mähne galoppierte der gescheckte Tinkerwallach neben mir her, er schlug übermütig mit dem Kopf, während mich eine Welle des Glücks überrollte und mein Bauch kribbelte. „Wooah!“, rief ich und wir fielen wieder in einen gemütlichen Schritt. „Guter Schatz!“, lobte ich ihn und nachdem meine Schwester zu uns aufgeschlossen hatte, ging es weiter. „Schau mal!“, rief meine Schwester, als wir an einer großen Rinderweide entlang liefen, auf der zahlreiche der braunen Huftiere standen. Eines der Tiere lief in gestrecktem Kuhgalopp über die Wiese, voller Lebensfreude. Ich lächelte, musste jedoch wieder an die Situation mit meinem Vater denken. Wie ist es wohl dem Rind ergangen, bevor es den Weg in den Tod angetreten hatte, um irgendwann, als Mahlzeit dienend, auf einem Teller zu landen? In einem Mastbetrieb leben durchschnittlich 200 bis 500 Mastrinder, jedes dieser Tiere hat einen Bewegungsraum von gerade mal drei Quadratmeter. Zum Vergleich: Das entspricht circa der Fläche

von drei Europaletten. Das ist der Platz, der den Rindern ihr ganzes Leben zur Verfügung steht, mehr nicht. Manchmal werden diese auch angebunden, haben also noch weniger Platz zum Bewegen. Genau das ist ja Sinn und Zweck dieser Tierquälerei, damit diese schnell ihr Schlachtgewicht erreichen. Ich seufzte und wuschelte Viking durch die lange schwere Mähne; er schnaubte und ich verbannte diesen Gedankengang wieder. Solange bei den Menschen kein Umdenken in dieser Richtung stattfindet, wird sich nichts ändern. Ich finde, wenn Menschen sich das Privileg herausnehmen, über Leben und Tod zu entscheiden und sich über das Tier stellen, so ist es doch wenigstens deren Pflicht, sich gebührend um diese zu kümmern und für deren Wohlergehen zu sorgen, oder? Ich atmete tief durch, versuchte nicht mehr darüber nachzudenken und ließ die Seele beim restlichen Spaziergang baumeln.

Wieder zuhause angekommen, ging ich zu den Kaninchen. In einem Raum neben der Garage haben wir einen großen Auslauf für die vier Flauschekugeln eingerichtet. Ole und Mathilde sowie Ida und Theo haben ihre eigenen Ausläufe, also sind die vier in zwei Zweiergruppen aufgeteilt. Aufgeregt kamen Mathilde und vor allem Ole an den Zaun, welcher aus einer fast hüfthohen Holzspanplatte besteht. Ole machte Männchen und schaute mich erwartungsvoll an. „Ja, Ole, ich weiß, du verhungerst gleich.“ Schmunzelnd warf ich einen Blick auf den kleinen quadratischen Durchgang, der Ole und Mathilde den Weg in den Garten gestattet, wo in der warmen Jahreszeit saftiges Gras wächst. Ich reichte ihm ein Stück Möhre, das er mir sogleich aus den Fingern rupfte, und er fing sofort an zu fressen. Mathilde fand das gar nicht toll, und bevor ich ihr ebenfalls Möhre geben konnte, stibitzte sie ihm sein

Stück und hoppelte weg. Ole suchte verwirrt den mit Stroh und Heu bedeckten Boden ab. Seinem geschockten Blick nach zu urteilen, konnte er sich beim bestem Willen nicht erklären, wo sein Möhrenstück abgeblieben war. Ich schnaubte nur amüsiert und gab ihm ein neues Stück und als ich dem doch recht gut im Futter stehenden Ole beim Fressen zusah, musste ich unwillkürlich daran denken, dass er ohne uns schon längst als Weihnachtsbraten in der Pfanne gelandet wäre. Dieses Kaninchen, dieses Leben: einfach weg. *Das hätten wir nie zugelassen, mein Oli*, dachte ich und strich ihm durch das weiche Fell. Das Süße bei ihm ist, dass, wenn man ihn am Kopf streichelt, er immer das gegenüberliegende Ohr etwas nach vorne neigt. Theo nahm seine Möhre, duckte sich aber weg, als ich versuchte, ihn zu streicheln. „Na, Mäuschen?“ Ida war noch etwas ängstlich, ihr „Bart“ kitzelte auf meiner Haut, als sie vorsichtig an meiner Hand schnupperte und sich dann zu Theo gesellte. Ich konnte mir vorstellen, dass es seine Zeit dauern würde, bis sie uns Menschen vertraut. Wenn ich ein Kaninchen wäre, wäre ich wahrscheinlich auch nicht davon angetan, wenn eine riesige Kreatur mich streicheln wollte.

Am Abend lag ich im Bett und strich gedankenverloren durch Lottas schwarzes Fell. Lotti lag neben mir auf dem Rücken, alle viere von sich gestreckt und genoss (glaube ich zumindest) die Streicheleinheit. „Du verrückte Nudel“, flüsterte ich und warf ihr einen kurzen Blick zu. Lotta nieste, rollte sich auf die Seite und schlief weiter, während ich nach den passenden Schlussworten suche. Ich hoffe sehr, ich konnte euch zeigen, dass hinter jedem Tier eine eigene Persönlichkeit steckt und dass diese uns sogar sehr ähnlich sind. Tiere werden, vor allem in der Lebensmittelindustrie, viel zu oft nur als eine Sache angesehen. Dabei wird die Tatsache, dass jedes dieser

komplexen Lebewesen ebenfalls einen ausgeprägten Charakter aufweist, gar nicht beachtet. Ich bitte euch: Seht jedes Tier als Individuum mit eigenen Rechten und Bedürfnissen, mit Gefühlen und Gedanken an, als fühlendes und lebendes Geschöpf, das auf uns und unsere Hilfe angewiesen ist. Denn: „Wenn ich in die Augen eines Tieres schaue, sehe ich kein Tier, ich sehe ein Lebewesen, eine Seele, einen Freund.“ „Achte auf deine Gedanken. Sie sind der Anfang deiner Taten.“

Zur Autorin:

*Kira Müller (*2003) lebt in Eisenach. Sie besucht das Elisabeth-Gymnasium. In ihrer Freizeit mag sie es, zu lesen und zu schreiben, zu zeichnen, Zeit mit ihren Tieren zu verbringen und zu reiten. Sie schreibt seit sie 11 Jahre alt ist. Aktuell arbeitet sie seit einem Jahr an einer Fan-Fiction-Story. Im Rahmen des Schreibworkshops entstand folgende Geschichte: „Viking“.*

Inhalt

Im Anfang war das Wort	5
Vorwort (<i>Thomas Seifert</i>)	7
Leistung (<i>Greta Tüllmann</i>)	9
Zeitreise zum Wohle der Tiere (<i>Paul Schrön</i>)	15
Was zur Hölle läuft hier??? (<i>Elena Wetzel</i>)	21
Berlin im Regenbogen (<i>Basma Jantscher</i>)	31
Die Ölpest – Die fast wahre Geschichte vom Ölmann (<i>Noel Jil Riede und Johanna Berndt</i>)	40
Safkiel (<i>Paul Koch</i>)	47
Ein Charakter aus Gold (<i>Ronja Krenz</i>)	52
Die Sache mit dem Alkohol (<i>Emily Zinkann</i>)	61
Viking (<i>Kira Müller</i>)	70